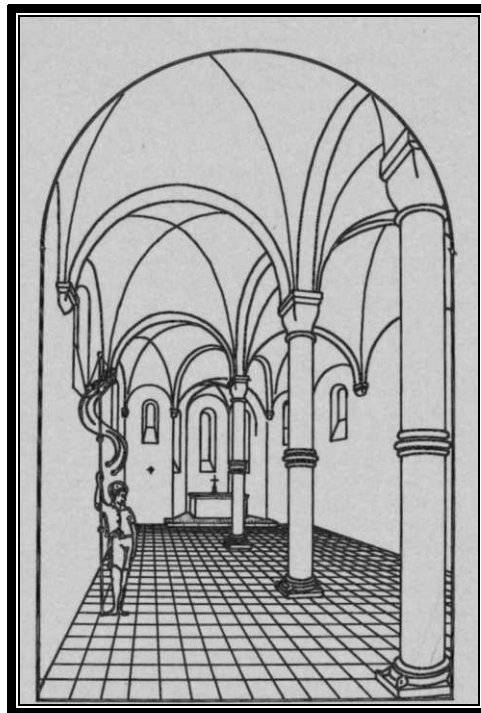


Beiträge zur Heimatgeschichte

**Die ehemalige Kirche
des Hospitals St. Johannis
von Jerusalem
in Schloss Burg**



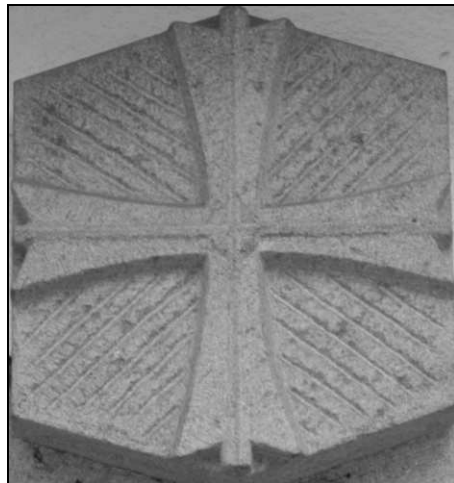
**Andreas Sassen / Claudia Sassen
Solingen 2011**

Beiträge zur Heimatgeschichte

Band 11

Die ehemalige Kirche des Hospitals St. Johannis von Jerusalem in Schloss Burg

Zur Bau und Kunstgeschichte der Pfarrkirche St. Martinus
in Solingen-Burg



Johanniterkreuz über dem Portal der Martinuskirche

Andreas Sassen / Claudia Sassen
Solingen 2011

Andreas Sassen / Claudia Sassen

**Die ehemalige Kirche
des Hospitals St. Johannis von Jerusalem
in Schloss Burg an der Wupper**

Zur Bau und Kunstgeschichte
der katholischen Pfarrkirche St. Martinus in Solingen-Burg

Inhalt:

Aus der Geschichte von Schloss Burg an der Wupper

Zerstörungen und Aufgabe der Burg

Zur Entstehungsgeschichte der Johanniterkommende in Schloss Burg

Zur Geschichte der Johanniter

Der Bau der Kirche St. Johannis in Schloss Burg

Die Zerstörung der Kirche, Wiederaufbau und Säkularisation

Kurzbeschreibung des heutigen Kirchengebäudes mit seinen Veränderungen

Frage nach der ursprünglichen Gestalt der Johanniterkirche

**Die Foto-Dokumentation des unverputzten Kirchenbaus
Südwand / Westseite / Apsis und Ostwand / Gesamtansicht von Nordosten**

Rekonstruktion der romanischen Kirche

Der spätgotische Sakristeianbau

Der Wiederaufbau nach 1648 und die Herkunft der romanischen Säulen

Der Einbau der Säulen in die Johanniterkirche und ihre Bedeutung

Der Turm über der Apsis mit seiner Glocke

**Die Ausstattung der Kirche
Der romanische Taufstein
Der romanische Altar
Tabernakel, Wandnische, Kruzifixe, zwei Chorstühle, 17 Kreuzweggemälde**

Die Zeit der Auflösung der Johanniterkommende (Roth)

Der Bau der Marienkapelle und die Einrichtung der Vikarie Oberburg (Roth)

Der Bau des neuen Pfarrhauses (Roth)

Literaturnachweis

Die kleine katholische Pfarrkirche St. Martinus von Solingen-Burg, die im Mittelpunkt dieser Forschungsarbeit steht, war bis 1803 im Besitz einer Johanniter- bzw. Malteserkommende, deren Geschichte bis ins 12. Jahrhundert zurückreicht. Die Kommende war eng mit der einstigen Residenz der Bergischen Grafen und Herzöge verbunden. Ihre Kirche bauten die Johanniter als Gotteshaus und Lazarett. 1648 wurde sie zerstört, doch trotz der Verluste blieben im barocken Wiederaufbau Spuren erhalten, die den ursprünglichen Bau nacherlebbar machen. Die Verfasser machen in ihrer Arbeit auf diese größtenteils verdeckten romanischen Spuren aufmerksam und deuten sie mit verschiedenen Rekonstruktions-Vorstellungen. Völlige Gewissheit über alle aufgezeigten Vermutungen wird man erst bei einer der zukünftigen Sanierungen bekommen, wenn diese von eingehenden Bauforschungen begleitet werden.

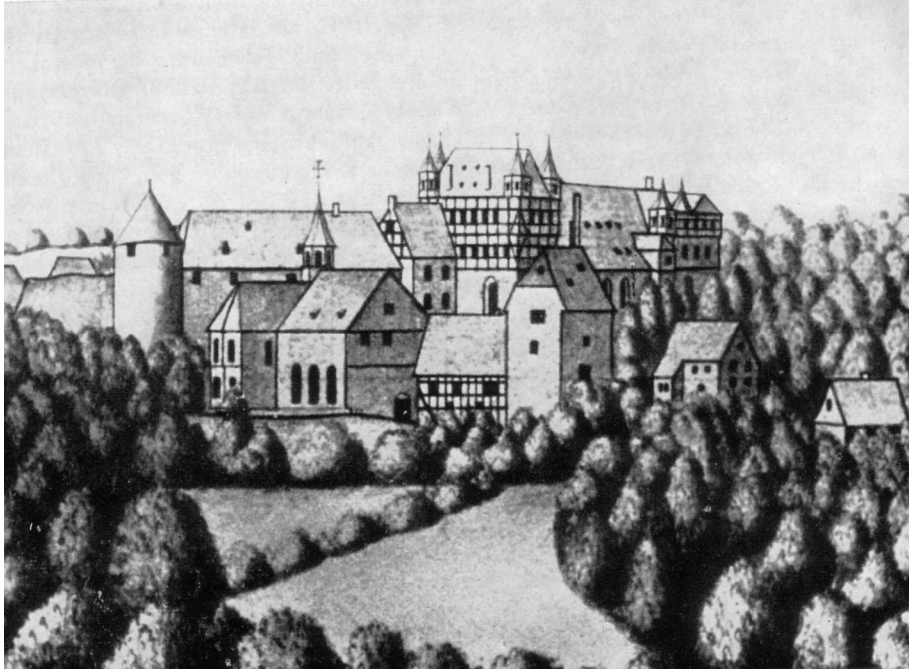


Abb. 1: Schloss Burg. Detail einer Ansicht aus Topographia Ducatus Montani von Erich Philipp Ploennies 1715. Diese älteste Ansicht von Schloss Burg war eine der Grundlagen für die Rekonstruktion der Anlage von G. A. Fischer.

Abb. Staatsarchiv Düsseldorf.

Aus der Geschichte von Schloss Burg

Der Ort Burg befindet sich an der tief eingeschnittenen Mündung des Eschbachs in die Wupper. Schloss und Oberburg liegen malerisch auf der äußersten Kuppe eines Höhenzuges, das einstige Fischerdorf Unterburg im schluchtartigen Eschbachtal. Ausgangspunkt der Siedlung war das zu Beginn des 12. Jahrhunderts errichtete Schloss der Grafen von Berg, die damals ihren bisherigen Stammsitz auf dem „alten Berge“ bei Odenthal den Zisterziensern überließen. Der im 15. Jahrhundert zur Freiheit erhobene Ort führte ursprünglich zum Unterschied von Altenberg den Namen „Neuer Berg“ oder „Neue Burg“. Seit dem ausgehenden Mittelalter war Burg ein bedeutender Tuchmacherort, dessen Blütezeit vom Ende des 17. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts andauerte.¹

Nach der Überlieferung begann Graf Adolf II.² von Berg um 1118 mit der Errichtung einer Burg auf den Grundmauern einer älteren Befestigungsanlage auf dem Neuen Berge. Die romanischen Bauten dieser ersten Burg über der Wupper bildeten das Kernstück der späteren großen Befestigung von

¹ Dehio, Rheinland, 1967, S. 109.

² Adolf II. *um 1090, 1115 Graf von Berg, nach 1160 Mönch in Altenberg, † 1160-1170. (n. Laute)

Schloss Burg. Ihren alten Stammsitz übergaben Graf Adolf II. von Berg und sein Bruder Eberhard³ 1133 einem Konvent des Zisterzienserordens aus Morimond (heute Bistum Langres, Frankreich). Entsprechend ihren Lebensgewohnheiten und ihrem Wirtschaftssystem verlegten die Zisterziensermönche das Kloster bald nach der Gründung ins Tal der Dhünn. Der Name des ehemaligen bergischen Grafenstammsitzes Altenberg wurde für den Konvent weitergeführt. Das Zisterzienserkloster Altenberg, eines der reichsten und berühmtesten Klöster des rheinisch-bergischen Raumes, bestand bis zur Säkularisation 1803.

Etwa 100 Jahre nach der Gründung der Burg baute Graf Engelbert II.⁴ von Berg während seiner kurzen Herrschaft ab 1218 die Anlage zu einer weiträumigen Hofburg aus. Er war als Erzbischof Engelbert I. von Köln auch Herzog von Westfalen und wurde, nachdem sein älterer Bruder Adolf III.⁵ auf dem Kreuzzug bei der Belagerung Damiettes⁶ in Ägypten zu Tode gekommen war, bergischer Landesherr. Als 1220 Kaiser Friedrich II.⁷ seinen 9-jährigen Sohn Heinrich (VII.) zum römisch-deutschen König erklärt hatte, übernahm Engelbert als dessen Erzieher auch die Regentschaft und wurde Stellvertreter des Kaisers in Deutschland. Ab 1218 ließ er den repräsentativen zweigeschossigen Palas mit dem sich unmittelbar anschließenden Kemenatenbau und die Schlosskapelle errichten. Mit Engelbert, der 1225 als Opfer einer Verschwörung bei Gevelsberg ermordet wurde,⁸ starb die männliche Linie der Grafen von Berg aus. Nach ihm ging durch die Ehe seiner Nichte Irmgard die Herrschaft von Berg auf die Limburger Grafen über, die die Burg weiterhin als bevorzugte Residenz nutzten. Erst nach der Erhebung der Grafen in den Herzogsstand und der Verlegung der Hofhaltung in die neue Hauptstadt Düsseldorf im Jahre 1380, diente sie nur noch als gelegentlicher Aufenthaltsort. Doch ab 1485, zur Zeit der Spätgotik und der Renaissance lebte die Bautätigkeit in Burg wieder auf.⁹ Der Palas wurde umgestaltet, mit Fachwerkaufbauten versehen und der Kemenatenbau nach Süden erweitert. Später wurde Burg mehrfach als Witwensitz genutzt.¹⁰ Im Jahre 1528 entstand ein neues inneres Torhaus am Palas und in den weiteren Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts mit stärkeren äußeren Befestigungen auch ein Vorgänger des großen Batterieturms in der Burganlage.¹¹

Zerstörungen und Aufgabe der Burg

Im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges wurde Schloss Burg 1632 von schwedischen Truppen belagert, seine Befestigungsanlagen und auch ein Teil der Gebäude innerhalb der Burg durch Beschuss beschädigt. Die kaiserliche Besatzung sprengte bei ihrem Abzug 1648 den noch intakten Rest der Verteidigungsanlagen und den Bergfried, wobei die Palaskapelle im Hochschloss und auch die Kirche der Johanner zerstört wurden. Der große Palas blieb davon aber verschont und ist um 1700 teilweise wieder instand gesetzt worden. Die von 1715 erhaltene Ansicht vom Kartographen Ploennies zeigt noch die Fachwerkaufbauten des 16. Jahrhunderts (Abb. 1). Der Hauptbau diente bis 1807 als Sitz herzoglicher Rentmeister und Richter des Amtes Bornefeld.¹² Während dieser Zeit fanden aber erhebliche Eingriffe in die Bausubstanz der Burg statt. Man legte die großen Stall- und Wirtschaftsgebäude nieder und auch die spätgotischen Fachwerkaufbauten des Palas verschwanden.

Danach benutzte man die großen Räume für gewerbliche Zwecke; im Rittersaal webte man Wolldecken, die „Burger Schaazen“. Doch der preußische Fiskus als Eigentümer der Burg war an einer weitergehenden Erhaltung nicht mehr interessiert und versuchte nach 1820 mehrmals die Anlage zu ver-

³ Eberhard (Everhard) * um 1090, urkundl. 1115-20 Laie, seit 1120-21 Mönch in Morimond, seit 1143 Abt in St. Georgenberg (Georgenthal) in Thüringen. † 1142-1152. (n. Laute)

⁴ Engelbert II. *8.11.1185 (*7.11.1186) 1216-25 als Engelbert I. Erzbischof v. Köln, seit 1218 Graf v. Berg, † 7.11.1225 bei Gevelsberg. (n.Laute).

⁵ Adolf III. Graf von Berg, *um 1175, †7.8.1218 bei Damiette in Ägypten (n. Laute)

⁶ Damietta, Verw.-Bez. Dumyat, Ägypten, liegt an der Mittelmeerküste, im Nildelta nahe Port Said.

⁷ Friedrich der II. (Kaiser des Hl. Röm. Reiches) 1194-1250.

⁸ Siehe auch das Wandbild zu Engelbert im Rittersaal von Burg.

⁹ Von 1485 sind zwei Rechnungen über Bauarbeiten in Burg vorhanden. St.A. Düsseldorf: Jülich Berg I Nr. 1322 fol. und 1349. Vollmer a. a. O. S. 38.

¹⁰ St.A. Düsseldorf: Jülich-Berg Urkk. Nr. 2000 (von 1535) und Nr. 2028 (von 1539).

¹¹ Der heutige Batterieturm ist ein Neubau von 1914.

¹² Roselt, Schloss Burg, S. 8.

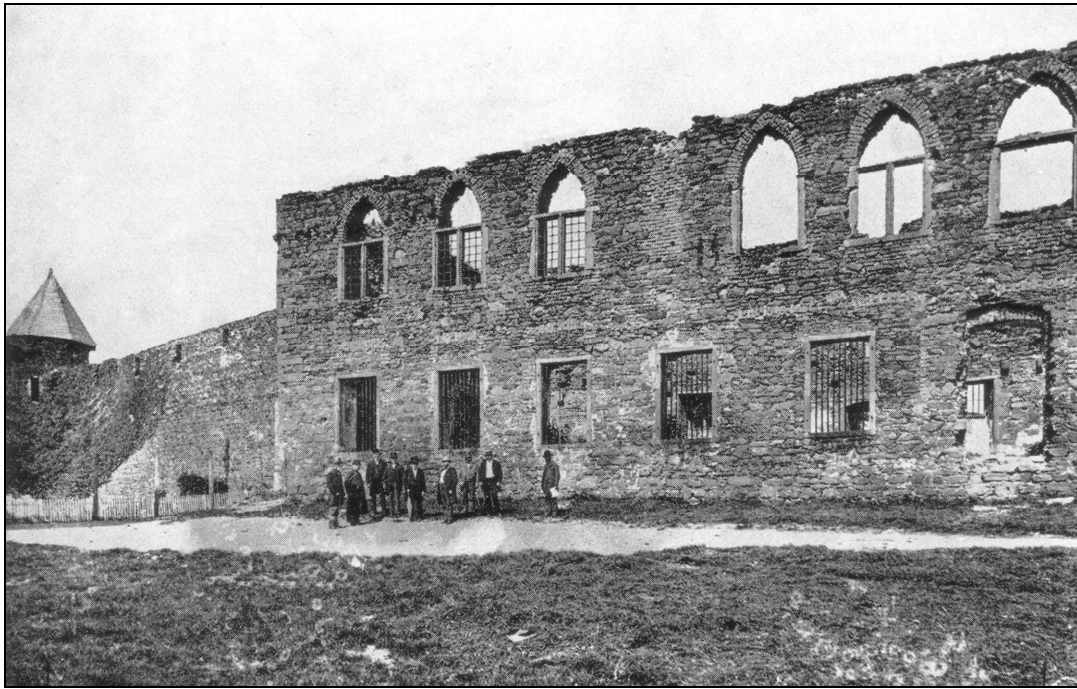


Abb. 2: Schloss Burg, die Ruine des Palas bei einer Begehung des Vereins zur Erhaltung der Ruinen von Schloss Burg im Jahre 1887
Aufnahme: Archiv des Schlossbauvereins

äußern. 1839 benutzte die katholische Gemeinde den Palas der Burg als Schulgebäude, beendete den Unterricht darin aber bald wegen Baufälligkeit der Gemäuer. Vermutlich waren die notwendigen Instandhaltungen an Dächern und Einrichtungen bereits länger unterblieben, als man die Gebäude 1849 aufgab. Das aus Eichenholz bestehende Dachwerk und die Zwischendecken wurden zur Materialgewinnung für das neue preußische Landgericht in Elberfeld ausgebaut und das übrige Mauerwerk dem Verfall preisgegeben (Abb.2).

Zur Entstehungsgeschichte der Johanniterkommende in Schloss Burg

Mit dem Schicksal der Burg war stets auch die heutige katholische Pfarrkirche St. Martinus verbunden, die nahe dem unteren Tor im äußeren Burgring, unterhalb des Hochschlosses zu finden ist. Sie ist eine ehemalige Komturkirche des Johanniterordens, der während der Kreuzzugsbewegungen im 12. Jahrhundert am Niederrhein seine ersten Niederlassungen gründete.

Die Geschichte der Johanniter-Kommende im Bergischen Land beginnt mit Engelbert,¹³ dem Sohn des Grafen Adolf II. von Berg. Er war mit Friedrich Barbarossa¹⁴ 1158 im Belagerungsheer vor Mailand, als der Kaiser dort den Johanniterorden auf Bitten des Großmeisters seines besonderen Schutzes versicherte. Das Wirken der Johanniter unter den Pilgern und Kreuzfahrern nach Palästina und ihre Pflege von Verwundeten und Kranken bei den Kriegszügen des Kaisers war vermutlich der Anlass dafür, dass Engelbert später als Graf von Berg zum Stifter der Johanniterkommende in Burg wurde. Die Stiftung des „*Hospitals St. Johannis von Jerusalem in Burg*“ diente zwar karitativen Zwecken, war aber mit Sicherheit auch politisch begründet; denn die Grafen von Berg traten über mehrere Generationen bei der Erweiterung ihres Territoriums als weitsichtige Planer auf. Unter anderem vermehrten sie ihren Einfluss mit Hilfe der Kirche, z. B. im Jahre 1170 mit dem Erwerb der Vogteirechte des Kölner Severinstiftes.

Die Urkundenlage aus der Zeit der ersten Grafen von Berg ist sehr dünn, so dass die Geschichtsschreibung oftmals nur durch Zeugnisse mit anscheinend nebensächlichen Dingen zu einer folgerichtigen

¹³ Engelbert I., *1130, Graf von Berg 1160 bzw. 1165-1189.

¹⁴ Friedrich I. Barbarossa, *1129, 1152 König, 1155 Kaiser des Hl. Röm. Reiches Dt. Nation, † 1190 im Saleph.

Übersicht der geschichtlichen Entwicklung kommt. In der von Bernhard Vollmer 1953 veröffentlichten Urkundensammlung von Schloss Burg wird bei der frühesten Erwähnung der „Neuen Burg“ im Jahr 1160 eine dem hl. Pankratus geweihte Kapelle im inneren Burgring genannt.¹⁵ Graf Adolf II. bezeugt in dieser Urkunde, dass Werner von Berghausen und dessen Frau Wendelmodis der Pankratuskirche auf Schloss Burg 20 Morgen Land nebst Haus und Hof aufgetragen und von dieser als Altarzinsige für sich und ihre Erben lehnsweise zurückerhalten haben.

Als kirchliche Urkunde ist sie lateinisch abgefasst und lautet in der Übersetzung:¹⁶

Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit.

Diejenigen, die Gotteshäusern irgendeinen Vorteil oder Gewinn verschaffen durch eine Schenkung oder durch Bestätigung und Schutz der Schenkungen, werden mit himmlischer Gnade belohnt. Die sie mit Willen hingegen beschädigen, oder es unterlassen, die Stiftungen mit der nötigen Vorsicht zu schützen, haben strafende Vergeltung zu erwarten. Aus dieser Überlegung heraus bezeuge ich, Adolf, Graf von Berg, den jetzigen und zukünftigen Menschen, dass ein gewisser Werner von Berghausen und seine Ehefrau Wendelmodis 20 Morgen Land mit Haus und Hof, der dem heiligen Pankratus geweihten Kirche in unserer Burg aufgetragen haben. Diesen Besitz erhalten die Stifter als Lehen zurück unter der Bedingung, dass sie selbst und ihre Söhne bzw. ihre Erben gegen eine jährliche Abgabe von zwei Pfennigen Altarzinsige des genannten Märtyrers werden. Zur Bekräftigung dieses Rechtsaktes ließ ich diese Urkunde ausfertigen und mit einem Siegel versehen. Denen aber, die sie absichtlich und mutwillig verletzen oder entkräften, sei die Strafe Gottes und des Märtyrers Pankratus angedroht. Mit gläubigem Gebet aber wünsche ich denen, die sie bewahren, für die Gegenwart Frieden und für die Zukunft die ewige Seligkeit. Amen.

Geschehen in Schloss Burg im Jahre 1160 nach der Geburt des Herrn, in der VIII. Indiktion, der 11. Epakte und der V. Konkurrente unter der Herrschaft des glorreichen Herrn Friedrich, während mein Sohn Engelbert bei der Belagerung von Mailand unter ihm Kriegsdienst leistete, unter dem verehrungswürdigen Herrn Rainald, erwähltem Erzbischof von Köln. In Anwesenheit vieler Zeugen, unter denen: Reinbod, Oliver, Gottschalk Schat, Wolfhart von Grünscheid, Gerhard von Burg, Heinrich von Herbede, Egilmar von Flittard genannt seien.¹⁷

Die Beliebtheit des Kirchenpatrons Pankratus hatte zu dieser Zeit schon eine lange Tradition. Sein Patrozinium geht auf Kaiser Arnulf von Kärnten¹⁸ zurück, der 896 von einem Italienzug Reliquien des Heiligen mitbrachte. Die Verehrung des Heiligen blühte auf, er wurde Patron der Ritter und des Adels und besonders viele Burg- und Schlosskapellen seinem Namen geweiht.¹⁹ Die St. Pankratuskapelle in Schloss Burg übergab Graf Engelbert I. den Johannitern zur Ausübung ihrer Tätigkeit, als er um 1176 dem Orden Zutritt zu seiner Burg gewährte.²⁰ Die damals ausgestellte Stiftungsurkunde ist verschollen und deshalb auch nicht in der Urkundensammlung Vollmers enthalten. Die Johanniterkommende Burg veranlasste nach den Wirren des Dreißigjährigen Krieges die Anfertigung einer Kopie,²¹ um die Rechtmäßigkeit ihrer Privilegien und ihres Besitzes auf Schloss Burg aufrecht zu erhalten. Sie bestätigt die geschichtlichen Vorgänge der Gründung:

„Ich, Graf Engelbert, habe mit Zustimmung meiner Gattin dem Hl. Johannes und den Armen Christi im Hospital zu unserm Seelenheil die Kirche Remscheid und hundert Mark zu geben gelobt, die ich noch nicht entrichtet habe.“

Um dieses Gelübde einzulösen, überließ der Burgherr nach jener Urkunde den Johannitern einen Fronhof bei der Kirche in Remscheid, für den sie einen jährlichen Zins von sechs Mark zu zahlen hatten, und übergab ihnen gleichzeitig auch die Kapelle in der Burg samt ihren Einkünften. Überdies wurde den Geistlichen des Ordens die Haus- und Tischgemeinschaft im Grafenschloss zugesichert,

„also geschehen unter der Regierung des glorreichsten Kaisers Friedrich (Barbarossa) und des Erzbischofs Philipp von Köln“ (He 2a)

¹⁵ LACOMBLET, UB. I. Nr. 401.

¹⁶ Alle folgenden Urkundentexte und Erklärungen gehen zurück auf den Staatsarchivdirektor Dr. Bernhard Vollmer, *Ausgewählte Quellen zur Geschichte von Schloss, Amt und Freiheit Burg an der Wupper*, Opladen 1958. Die Übertragung lateinisch verfasster Urkunden darin erfolgte von Karl-Friedrich Bartlewski.

¹⁷ St.A. Düsseldorf: *Herrenstrunden, Johanniter Nr. 2*, Bernhard Vollmer, a. a. O. S. 13

¹⁸ Arnulf v. Kärnten * 850 Moosburg / Kärnten, † 899 Regensburg, 896 Kaiser d. Hl. Röm. Reiches.

¹⁹ Verena Kessel, *Weltgericht und Seelenwaage*, Bensberg 2010, S. 16.

²⁰ LACOMBLET, UB. II, Nr. 66, Urk. v. Jahre 1217. Vgl. HAARLESS, in der *Berg. Zs.* XXIII, S. 251.

²¹ Zu dieser Urkundenkopie siehe auch Kapitel zur Herkunft der romanischen Säulen.

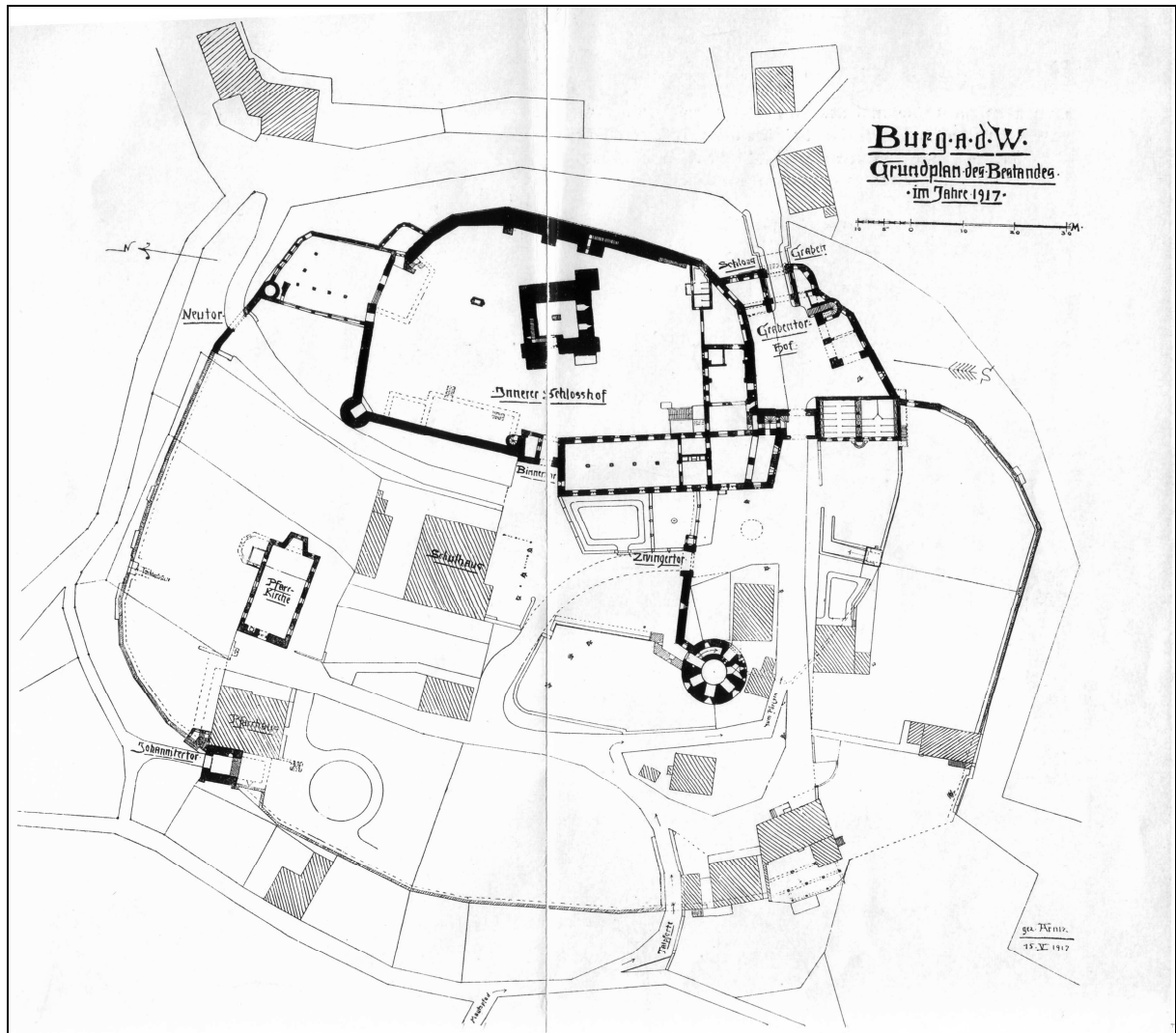


Abb. 3: Schloss Burg an der Wupper, Plan der Burganlage um 1917 von Fischer und Arntz.
Archiv des Schlossbauvereins

Auch wenn das Original der Gründungsurkunde von Engelbert I. verloren gegangen ist, und auf der Urkundenkopie des 17. Jahrhunderts vielleicht der Verdacht der Fälschung liegen sollte, wird durch eine erhaltene Urkunde seines Sohnes, des Grafen Adolf III., Engelbert I. als Begründer der Kommende genannt. 1217 bestätigt Graf Adolf III. von Berg beim Antritt seines Kreuzzuges, bei dem er vor der ägyptischen Stadt Damietta starb, die dem Johanniterhospital zu Burg von seinem Vater gemachten Schenkungen der dortigen Kapelle mit ihren Wachszinsigen, sowie den dortigen Johannitern die Tischgemeinschaft und sonstige Einkünfte und Besitzungen.

Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit.

Ich, Adolf, von Gottes Gnaden Graf von Berg, gebe den jetzt und künftig lebenden Menschen für alle Zeit folgendes zur Kenntnis: Während unsere Nichtigkeit nichts den göttlichen Gaben Gleichwertiges zurückzugeben vermag, erkennt man eine so große Herablassung göttlicher Gnade, dass, während sie uns sehr Großes gewährt, sie von uns für die gnadenreichsten Geschenke nur sehr Geringes empfängt, und dass, wenn wir selbst einem Schützling etwas gewähren, wir nicht von dem Unsrigen geben, sondern von dem Seinigen. Das freilich hatte der fromme Eifer meines Vaters seligen Angedenkens andächtig und sorgfältig bedacht, als er der göttlichen Güte, die ihm großes Ansehen und viel Ruhm gegeben hatte, nur ganz Geringes zurückzahlte, und einige seiner Besitzungen ihrem heiligen Dienste für immer zu eigen gab. Im Glauben, dass er durch diese fromme Tat sich ewigen Ruhm erworben hat, und mit dem Wunsche, dass auch wir solcher Gnade teilhaftig werden, erkennen wir seine Handlung an und wollen sie bestätigen. Daher tun wir den jetzt und in der Zukunft lebenden Menschen kund, dass er zum Dienste der Niederlassung des Johanniterordens zu Jerusalem folgendes seiner Besitzungen gottergeben dargebracht hat: Seine Kapelle in Burg mit den dazugehörigen Wachszinsigen und die Tischgemein-

schaft für die dortigen Geistlichen und vom Hof Remscheid sechs Mark und auch die Kirche dieser Ortschaft nebst den dritten Teil ihres Zehnten und auch je eine Hufe in Hoddinbegge und in Hurterode, zwei Hufen in Königsspitze und dazu die Mühle in Dürscheid. Daher sollen diese durch die Freigiebigkeit meines Vaters seligen Angedenkens gemachten Widmungen und andere sicher bezeugten Schenkungen der Vasallen unter unserem Schutz unangefochten bestehen bleiben und dem Gottesdienst für immer dienen. Damit diese Abmachung durch keine List, durch keine Machenschaften irgendeines Menschen verletzt oder ungültig gemacht werden kann, bestätigen wir dies durch das Zeugnis dieser Urkunde, durch unser Siegel und vor allem durch die Autorität des allmächtigen Gottes.

Gegeben im Jahr 1217 nach der Geburt des Herrn, beim Aufbruch zum Kriegszug ins Heilige Land zur Ehre des Heiligen Kreuzes.²²

Außerdem gibt diese unsere Urkunde dem Lampert von Scherf die Erlaubnis, der oben erwähnten Kapelle einen Zins von zwölf Denaren zu stiften.

In dieser im Original erhaltenen Urkunde wird von Adolf III. eine große Anzahl von Schenkungen bestätigt, die unabdingbare Voraussetzung für die Daseinssicherung der Johanniterkommende war. Adolf III. konnte sich sicher sein, dass ihm mit diesem Versprechen ein sehr guter Ruf nach Palästina vorauseilte, der ihm auf dem Kreuzzug von Nutzen sein konnte. Die großzügige Bestätigung der Privilegien der Johanniter war also auch eine Versicherung für sein Unternehmen; denn im Nahen Osten ging zu dieser Zeit nichts ohne die dort mächtigen Ordensritter. Leider endete Adolfs Reise schon ein Jahr später vor Damietta in Ägypten mit seinem Tod. Auch sein Bruder und Nachfolger Engelbert II., der als Erzbischof von Köln und Verwalter des Reiches unter Friedrich II. das Bergische Grafenschloss zu einer mächtigen Hofburg ausbaute, unterstützte die Tätigkeit des geistlichen Ritterordens. Er schenkte dem Hospital in Burg u. a. den Lehnshof Buhell, den Bücheler Hof in der Pfarrei Herkenrath (He 6; Lac. II, 130). Obwohl der Vorgang nicht belegt ist, könnte von diesem Hof aus im 13. Jh. die Gründung der Kommende Herrenstrunden erfolgt sein (1277 urkundlich belegt).²³ Dieses Johanniterhospital machte zum Ende des 14. Jahrhunderts allmählich dem Zentrum Burg den Vorrang streitig. Seit 1354 sind beide Kommenden bis zur Auflösung des Ordens 1803 von einem gemeinsamen Komtur verwaltet worden. Ebenfalls im 13. Jahrhundert ist von Burg aus die Johanniter-Niederlassung Marienhagen gegründet worden. Für die Kommende Burg sind 1252 vier Brüder und ein Provisor belegt, eine ähnliche Größe, vermutlich auch kleiner ist für Marienhagen vorstellbar.²⁴

*Die Gründung in Marienhagen, die vom Stammsitz der Grafen von Berg ausging, dürfte auch politisch motiviert gewesen sein, denn sie fiel in die intensiven Auseinandersetzungen mit dem Grafen von Sayn um die Herrschaftsgebiete im Bergischen. Mit Marienhagen platzierten die Grafen von Berg eine Kommende im Gebiet der Grafen von Sayn und erhielten somit Einfluss in deren Territorium.*²⁵

Nicht viel anders verläuft die Geschichte des Nachbarortes Drabenderhöhe, für den Herzog Wilhelm I. von Berg 1391 das Zehntrecht erwarb und Johanniter dorthin holte. Die Herzöge von Berg protegierten den Ritterorden und nutzten die kirchliche Gelegenheit, sich herrschaftlichen Einfluss im Bereich ihres Gegners zu verschaffen. Von daher überließen sie die Pfarrei auch nicht komplett den Johannitern, sondern teilten sich mit dem Orden das Recht die Pfarrstelle zu besetzen, wodurch sie mehr Einflussmöglichkeiten behielten. Entsprechend erreichten sie im sogenannten Siegburger Vergleich 1604, dass sie und die Grafen von Sayn jeweils eine Hälfte des Ortes erhielten.²⁶ Auch für Marienberghausen in unmittelbarer Nähe wird eine ähnliche Pfarrgeschichte angenommen, doch durch das Fehlen jeglicher schriftlicher Nachrichten ist das nicht nachweisbar.

Erst 1228, drei Jahre nach dem gewaltsamen Tod Engelberts II., wird die Johanniterkirche St. Johann-Baptist durch eine Urkunde von Herzog Heinrich von Limburg, Graf von Berg und seiner Gemahlin Irmgard in Burg genannt.²⁷ Diese bezeugen, dass sich eine Familie in die Wachszinsigkeit der Johanniterkirche zu Burg gegeben hat.

²² St. A. Düsseldorf: Herrenstrunden Nr. 5. bearbeitet von Bernhard Vollmer, a. a. O. S. 16

²³ Nach G. Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler erfolgte 1224 die Gründung der Johanniter-Kommende Herrenstrunden zusammen mit der Kommende Herkenrath, 1328 Ballei, 1803 aufgehoben.

²⁴ Verena Kessel, Weltgericht und Seelenwaage, Bensberg 2010, S. 52

²⁵ Verena Kessel, a. a. O. S. 52.

²⁶ Verena Kessel, a. a. O. S. 66.

²⁷ Lacomblet, UB. II, Nr. 155.

Wir, Heinrich, Herzog von Limburg und Graf von Berg, und Irmgard, unsere Gemahlin, tun allen, die diese Urkunde lesen, kund, dass Herbord, seine Brüder, seine Frau Mechthild und ihre Kinder sich in die Wachzinsigkeit der Kirche des heiligen Johannes in unserem Schloss Burg begeben haben mit der Verpflichtung, am Feste des heiligen Servatius dem Altare der genannten Kirche jährlich zwei Kölner Denare zu entrichten. Bei Erbfolge sollen zwölf Denare in gleicher Weise gezahlt werden. Geschehen in der neuen Burg im September des Jahres des Heils 1228 unter den Zeugen Wolbert, Pfarrer dieser Kirche; Adolf von Stammheim, Truchseß; und der Burgmann Gottschalk. Damit aber diese Abmachung unangetastet und unverändert bestehen bleiben soll, haben wir diese Urkunde mit unserem Siegel versehen lassen.²⁸

Eine weitere Urkunde von 1280²⁹ nennt sowohl die Kirche St. Johannis, als auch die Kapelle des heiligen Pankratius in der neuen Burg. Diesmal ist es der Großmeister des Johanniterordens, Hermann von Brunshorn, der die Bewidmung der Johanniterkirche zu Burg durch Graf Adolf V. von Berg und dessen Gemahlin mit Reliquien und Kleinodien ihrer dortigen Kapelle bezeugt.

Allen Christgläubigen, die diese Urkunde lesen, entbietet Bruder Hermann von Brunshorn, Großmeister des Johanniterordens zu Jerusalem für Deutschland, Böhmen, Dakien, Österreich, Polen, Mähren, und Vertreter des Großmeisters für Ungarn, seinen Gruß im Namen des Heilandes. Der Edelherr Adolf, Graf, und die edle Herrin Elisabeth, Gräfin von Berg, haben um Gottes Willen ein silbernes, vergoldetes Bild der heiligen Jungfrau mit zwei Engeln aus gleichem Material an ihrer Seite,³⁰ eine silberne Taube, enthaltend eine goldene Kapsel für die Hostie, Umhänge, Messgewänder, Dalmatiken, feinste Leinentücher, Altarschmuck, einen Goldring mit einem Zahn des heiligen Apollinaris mit allen Reliquien ihrer Kapelle auf Burg unserem Orden und seinen Burgleuten, welche jeweils am genannten Ort der Burg sind, gemeinsam voll guten Willens geschenkt mit dem Bedeuten, dass alle genannten Dinge unteilbar und untrennbar dort bleiben sollen und dass mit diesen Gegenständen in unserer Kirche des heiligen Johannes und in der Kapelle des heiligen Pankratius in dem genannten Burg, wie es das Kirchenjahr erfordert, immer dem Herrn gedient werde. Daher haben wir, die wir gegenüber dem Willen des Herrn Grafen und der Gräfin unseren Willen zu versichern wünschen, beschlossen und mit der Autorität des ganzen Ordens den einzelnen Komturen aufgetragen und den Brüdern, welche jeweils an dem schon oft genannten Orte sich aufhalten werden, nachdrücklich befohlen, alles Obenerwähnte sorgfältig zu bewachen und zu bewahren und unter keinen Umständen zu dulden, dass diese Schenkungen durch irgendjemand unseres Ordens, durch eine geistliche oder weltliche Person auf irgendeine Weise veräußert oder dem Zweck dieser Stiftung entzogen werden. Dafür stellen wir diese Urkunde bekräftigt durch unser Siegel aus. Gegeben im Jahre des Herrn 1280 am Tage der Himmelfahrt der seligen Jungfrau.³¹

Noch in den folgenden Jahrhunderten erhielt die Burger Kommende aus Besitztümern der Bergischen Landesherren beachtliche Zuwendungen. Aber auch vermögende Burgmannen machten den Johannitern Stiftungen, die ihren Besitz mehrten.

Am 6. Juni 1350 verkaufen Hermann van dem Steynwege und seine Ehefrau Hedwig Sote dem Johanniterkonvent zu Burg aus ihrem dortigen Haus, Hof und Garten eine Jahresrente von acht französischen Tournosen. Es siegeln zwei dortige Burgmannen.³²

Am 13. Juli 1359 verkaufen der Ritter Heinrich von Schönrode und seine Frau Elisabeth ihrem Oheim, dem Johanniter Pilgrim von Rode auf Lebenszeit ihre Wiese zu Burg, ihre halbe Fischereigerechtsame und eine Hühnerrente daselbst.³³

Um eine Vergrößerung des Komturhauses zu ermöglichen, überlassen in einer Urkunde vom 15. November 1362 die Witwe Gerhards, Gräfin Margarete von Berg und Ravensberg und ihr Sohn Wilhelm von Jülich den Brüdern des Hauses im Hospital St. Johannis von Jerusalem auf Schloss Burg den unteren Teil eines zwischen deren Burglehen und dem Burglehen Gerhard Schynkerls gelegenen Turmes, dessen obere Hälfte sie von dem letzteren erwerben, unter Vorbehalt seiner Benutzung bei Kriegsgefahr und unter der Bedingung, dass dadurch die Sicherung der Befestigung niemals beeinträchtigt werden dürfe³⁴ Dieser Johanniterturm, der später zum katholischen Pfarrhaus umgebaut wurde, be-

²⁸ St. A. Düsseldorf: Herrenstrunden Nr. 8. Bearbeitet von Bernhard Vollmer a. a. O. S. 17

²⁹ Lacomblet, UB. II, Nr. 740

³⁰ Hier handelt es sich vermutlich um ein byzantinisches Kunstwerk.

³¹ St.A. Düsseldorf: Herrenstrunden Nr. 29. Bearbeitet von Bernhard Vollmer a. a. O. S. 18.

³² St.A. Düsseldorf: Herrenstrunden Nr. 114. Vollmer, S. 22.

³³ St.A. Düsseldorf: Herrenstrunden Nr. 149. Vollmer, S. 23.

³⁴ St.A. Düsseldorf: Herrenstrunden Nr. 156. Th. J. Lacomblet, UB. Bd. III Nr. 629, Vollmer, S. 24.

grenzte zusammen mit dem Diebsturm des Hochschlusses den Bereich des Hospitals mit der Kirche der Johanniter, das im äußeren Burgbering erbaut worden war. Bemerkenswert ist die damalige Aufteilung des Turms in Ober- und Untergeschoss auf zwei Besitzer.

Am 4. April 1363 verpachtet Wilhelm von Jülich, Graf von Berg und Ravensberg, auf Vorschlag seiner Räte dem Komtur und den Brüdern des Johanniterhauses auf Schloss Burg zwei innerhalb der Mauern gelegene Gärten, vormalige Burglehen. Gleichzeitig tauscht der Ritter Heinrich von Schönrode sein dortiges Burglehen gegen das des Gerhard von Waldenburg gen. Schenkern und übereignet es einschließlich zweier Hausstätten den Johannitern.³⁵

Zur Geschichte der Johanniter³⁶ Der Orden der Johanniter entwickelte sich aus einem vor dem ersten Kreuzzug in Jerusalem erbauten Hospital, weshalb die Mitglieder eine Zeit lang auch Hospitalier oder Hospitalsritter hießen. An anderer Stelle heißt es, dass Kaufleute, die aus Jerusalem nach Amalfi gekommen waren, dort 1070 für die Pilger, die zum Heiligen Grabe wallfahrten, ein Kloster und ein Hospital erbaut hatten. Die Einrichtung erkor sich Johannes den Täufer zum Schutzpatron und wurde Wiege der „*militēs hospitales sancti Johannis*“. Damit hatte sich noch vor dem Templerorden und vor dem Deutschherrenorden der Johanniterorden als die älteste Gemeinschaft unter den drei religiösen Ritterbünden gebildet. Die Brüder folgten der Augustinerregel, gelobten Armut, Gehorsam und Keuschheit und schworen, Jerusalem gegen die Muslime zu verteidigen. Bald schon erwies sich die Bewaffnung der Ordensritter, die aus adligem Geschlecht stammten, als notwendig. Gerard, das erste Oberhaupt mit dem Titel eines Rektors, gab dem Orden die erste Regel und schrieb als Ordenstracht einen schwarzen Umhang mit weißem achtzackigem Kreuz vor. Von Papst Calixtus II.³⁷ wurde später die inzwischen vervollständigte Ordensregel anerkannt, nach der die Mitglieder des Ordens sich als Ritter oder Priester oder Laienbrüder den satzungsmäßigen Aufgaben des Pilgerschutzes, der Seelsorge oder der Krankenpflege zu widmen hatten. Seit 1259 wurden die Leiter des Ordens als Großmeister bezeichnet. Im 12./13. Jahrhundert waren die Johanniter die stärkste militärische Macht im Nahen Osten. Als um 1300 die letzten Kreuzfahrerbastionen fielen, verließen auch die Johanniter das Heilige Land. Sie verlegten sich 1291 erst nach Zypern und richteten 1309 ihr Hauptquartier auf Rhodos ein. 1312 übernahmen sie einen Teil des Besitzes des aufgehobenen Templerordens. Sie konnten sich auf Rhodos zwar 200 Jahre lang dem Druck des Osmanischen Reiches erwehren, mussten aber 1522 die Insel den Türken überlassen. Um 1530 wurden sie von Karl V. mit der Insel Malta belehnt und nannten sich fortan Malteser. Während der Französischen Revolution nahm Napoleon mit seinen Truppen die Insel ein und verdrängte den Orden nach Triest, später nach Rom. Der Malteserorden spielte in Europa bis ins 19. Jahrhundert eine bedeutende Rolle und hat auch heute noch seine karitative Zielsetzung beibehalten. Die Niederlassungen des Johanniterordens am Niederrhein reichen bis in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts zurück. Um 1150 siedelten sich in Duisburg die ersten Angehörigen des Hospitalordens an, um den Wallfahrern zum Heiligen Grab Unterkunft zu bieten. Eine um 1155 geschriebene Urkunde berichtet von der Einweihung der Hospitalkirche St. Marien in Duisburg, die dem Johanniterorden gehörte. (He 1; I, 387) 1176 wird der Orden auf Schloss Burg ansässig.

Der Bau der Kirche St. Johannes in Schloss Burg

Obwohl die Bürger Ordenskirche St. Johannes der Täufer erstmals 1228, also nach dem Tod Engelberts II. genannt wird, dürfte sie früher, letztmöglich aber unter seiner Regentschaft entstanden sein. Paul Clemen nimmt an, dass sie bereits vor 1200 erbaut worden ist und folgt dabei der Ansicht Gerhard August Fischers, der vor dem Wiederaufbau von Schloss Burg auch die Martinskirche nach ihren Ursprüngen untersuchte.³⁸ (Karte, Abb. 3) Kubach und Verbeek verweisen die Entstehung dagegen ins 1. Viertel des 13. Jahrhunderts.³⁹ Sicherlich war der erste romanische Palas der Burg zur Aufnahme

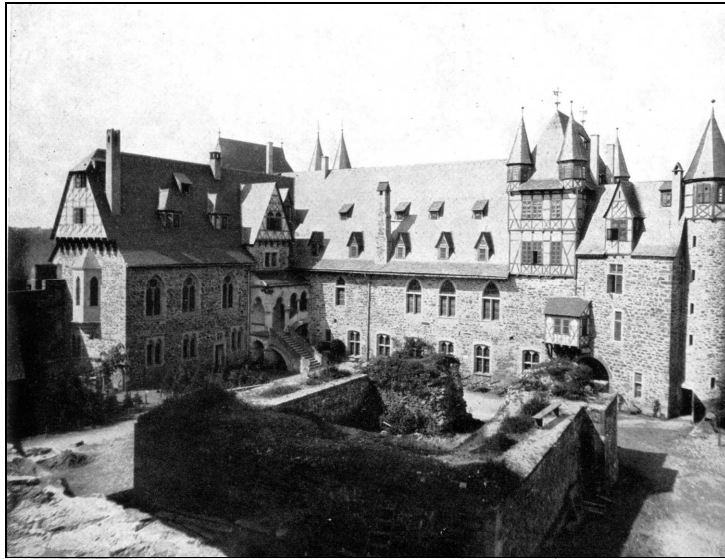
³⁵ St.A. Düsseldorf: Herrenstrunden, Johanniter Nr. 158. Vollmer, S. 25.

³⁶ Textteil nach Paul Luchtenberg, „Die Johanniter auf Schloss Burg“

³⁷ Papst Calixtus II. 1119-1124

³⁸ Paul Clemen, Die Bau- und Kunstdenkmale des Rheinlandes, Köln 1894, S. 215-216.

³⁹ Hans Erich Kubach / Albert Verbeek, „Romanische Baukunst an Rhein und Maas“: Katalog der vorromanischen und romanischen Denkmäler, Bd.1-3, Berlin 1976. S. 167-168.



1 und 2 mittelalterliche Krüge.
 3 Krug aus der Zeit von 1520-1550.
 4 und 5 romanische Kapitäle aus der 2. Hälfte des 12. Jahrh.
 6 Kragstein aus der Zeit des Erzbischofs Engelbert 1216-1225.
 7 u. 8 Eickblätter aus derselben Zeit.

Die 4-8 zeigen entschiedene Verwandtschaft mit der Ornamentik der ehemaligen Klostergebäude Altenberg, wovon in Fig. 9 ein Beispiel dargestellt ist.

10 Säulenbasiß um 1225.
 11 desgl. aus dem 12. Jahrh.
 12 Ofenkachel.

Oben angeführte Gegenstände wurden nebst andern Fragmenten im Bauhauß im Burgbering gefunden.

1-3 = $\frac{1}{2}$ wirkl. Größe.



4-12 $\frac{1}{2}$ wirkl. Gr.

Abb. 4: Schloss Burg, innerer Bering und Fundstücke von dort. Der innere Schlosshof vor 1900 noch ohne Bergfried, links die Burgkapelle. Zeichnung von G.A. Fischer, Archiv des Schlossbauvereins.

einer Johanniterkommende beengt und die daran angebaute Pankratiuskapelle als Ordenskirche von bescheidenen Verhältnissen. Solange aber kein anderer Kirchenraum zur Verfügung stand, wurde dort die heilige Messe für den Burgherrn und sein Gefolge gelesen. Vermutlich wurde dort auch getauft, doch ob das schon an dem romanischen Taufbecken geschah, das sich heute noch in der Martinskirche befindet, ist nicht nachweisbar.⁴⁰

Die Kommende in Burg war wie alle Niederlassungen des Johanniterordens finanziell allein auf sich gestellt und sein Gedeihen auf Stiftungen der Bergischen Grafen und des Adels angewiesen. Ob ihre frühen Einkünfte schon bald für einen kostenträchtigen Kirchenneubau ausgereicht hätten ist deshalb ebenso ungewiss wie die Frage, ob Engelbert I.⁴¹ oder Adolf III.,⁴² der 14-jährig die Nachfolge antrat, die Stifter waren. Beide Grafen rüsteten sich mit langer Anlaufzeit auf die sehr kostspieligen und riskanten Kreuzzüge. Da sie von diesen Abenteuern nicht zurückkehrten und in Burg keine reiche Beute aus dem Heiligen Land zu verteilen war, dürfte die Bauaufgabe einer Johanniterkirche letztlich bei Engelbert II.⁴³ verblieben sein. Zumindest verfügte der Erzbischof und Bergische Landesherr über große Geldmittel und gut ausgebildete kölnische Handwerker, um einen solchen Bau in kurzer Zeit errichten zu lassen.

Dazu kam, dass Engelbert bei dem Bauvorhaben zu seinem großen Palas auch eine neue Schlosskapelle errichten ließ und die Verfügbarkeit dieses kleineren Gotteshauses neu regeln musste. Als Erzbischof von Köln, Landesherr und Reichspolitiker mit großem Aufgabenbereich benötigte er seine neue Kapelle am Hochschloss zukünftig für seine private Andacht und auch für repräsentative Zwecke. Der Name des Patrons St. Pankratius wurde von der alten, ererbten Burgkapelle auf die neue, an den Palas angebaute Schlosskapelle übertragen, wobei die geistlichen Brüder der Johanniter die Verpflichtung zum Lesen der Messe dort behielten. Die Kommende der Johanniter erhielt zusätzlich eine neue, nach ihren Vorstellungen gebaute Kirche, die nach der Tradition des Ordens Johannes dem Täufer geweiht wurde. Auch für Pfarraufgaben der wachsenden Burggemeinde war St. Johannis vorgesehen, so dass sie zum Zeitpunkt der Weihe zur Pfarr- und Taufkirche des zukünftigen Ortes Burg wurde. Die kirchliche Neuorganisation und der aufwändige Bau von St. Johannis, sprechen für Erzbischof Engelbert I. von Köln als Urheber der Dinge (Abb.5).

Diese Kirche, die außerhalb des inneren Burgrings unmittelbar am unteren Tor der Vorburg entstand, war bis zur Säkularisation 1803 im Besitz der Johanniter und stets auch die Pfarrkirche der Freiheit Burg. Als im Jahre 1553 der Pfarrer und mehrheitlich die Gemeinde Burg die lutherischen Lehre annahmen, gerieten die Johanniter in eine merkwürdige Situation. Als katholische Eigentümer aller kirchlichen Einrichtungen nebst Schule mussten sie sich der protestantischen Mehrheit fügen, die Benutzung der Kirche zulassen und Zugeständnisse in der Besoldung von Pfarrer, Küster und Lehrer machen. Auch dem Unterhalt der betreffenden Gebäude mussten sie nachkommen; denn die fürstliche Landesregierung bestand auf unbedingte Erfüllung aller berechtigten protestantischen Forderungen. Bei der 1589 im Bergischen Land durchgeführten Kirchenvisitation wurde festgestellt, dass in Burg der Gottesdienst ganz im Sinne der Reformation abgehalten wurde. Diese Ruhe war aber 1593 vorbei; denn es hatte sich wieder eine katholische Gemeinschaft gebildet, die mit einem neuen Ordenskommandeur den Lutheranern die Kirche streitig machte. Die Machtverhältnisse schwankten ständig, bis die Gegenreformation unter Herzog Wolfgang Wilhelm Pfalzgraf bey Rhein⁴⁴ einsetzte. 1621 wurde auf Befehl des Herzogs durch den Johanniterkommandeur die Kirche mit allem Zubehör den Protestanten genommen. Diese waren durchaus nicht entmutigt, sondern darauf vertrauend, dass in allen umliegenden Orten protestantische Mehrheiten waren, versuchten sie die Kirche zurückzubekommen. Der Streit zog sich mehr oder weniger gewaltsam bis 1647 hin und lieferte unter der Bezeichnung „Burger Kirchenkrieg“ Stoff für viele Geschichten und Berichte. Er endete aber letztlich nach dem Willen der Johanniter mit Unterstützung des Amtmanns und Kellners von Burg mit dem Nutzungsrecht der Katholiken an der Kirche.⁴⁵

⁴⁰ Nähere Einzelheiten zum Taufbecken im Teil Ausstattung der Kirche.

⁴¹ Engelbert I. Graf von Berg 1160-1189, auf dem Kreuzzug mit Barbarossa 1189 bei Kovin erschlagen.

⁴² Adolf III. Graf von Berg 1189-1218, auf dem Kreuzzug in Ägypten beim Sturm auf Damietta gefallen.

⁴³ Engelbert I. Erzbischof von Köln seit dem 29. Februar 1216; als Engelbert II. Graf von Berg seit 1218, 1225 von seinem Verwandten Friedrich von Isenburg bei Gevelsberg ermordet.

⁴⁴ Herzog Wolfgang Wilhelm 1614-1653, in der Klosterkirche St. Andreas zu Düsseldorf begraben.

⁴⁵ Roth, a.a.O. S. 72-75.



Abb. 5: Siegel des Kölner Erzbischofs Engelbert I.

Zerstörung, Wiederaufbau und Säkularisation

Die Geschehnisse des Streits um das Besitzrecht der Kirche spielten sich als Nebenschauplatz des Dreißigjährigen Krieges ab, während dessen Schloss Burg 1632 von den Schweden belagert, wahrscheinlich auch beschossen und erheblich beschädigt wurde. Die Schweden haben Schloss Burg auch eingenommen, das geht aus einem Brief vom 4. Dezember 1632 von Herzog Wolfgang Wilhelm (1614-1653) an den schwedischen Befehlshaber Baudissin hervor, in dem er sich über die Drangsalierungen der Schweden beschwert.

„Das Kriegsvolk hat sich unseres Amtshauses Burg bemächtigt. Einige Kompanien Dragoner quartierten sich in Wipperfürth und Radevormwald gewaltsam ein. 1500 Pferde und 600 Stück Vieh sind den Bewohnern geraubt worden. Sie beklagen sich auch über den Verlust ihrer Möbel und anderer Hausutensilien. Die Soldaten scheuten sich nicht, sie, soweit sie keine Verwendung dafür hatten, vor den Augen der Besitzer zu zerschlagen und zu verbrennen. Männer und Frauen, Adelige nicht ausgenommen, sind ihrer Kleider beraubt und aus dem Lande vertrieben worden.“⁴⁶

In dem Schreiben wird die Einnahme der Burg bestätigt, doch wie es geschah ist nur zu vermuten. Die Schweden konnten ihre Kanonen nur von Osten, also jenseits des Halsgrabens auf der Anhöhe in Stellung bringen. Von dort wird eine Beschießung an der Schildmauer und an erreichbaren Teilen des Hochschlosses erhebliche Schäden angerichtet haben. Doch dieser Angriff dürfte die Kirche nicht getroffen haben; denn sie lag dabei im Schutz des Hochschlosses und somit im Schatten der Angriffsseite. Von Süden, Westen und Norden her konnte das Schlossgelände und damit auch die Kirche nicht unter Feuer genommen werden, da die Steilhänge des Bergsporns eine Geschützstellung unmöglich machten. Nach Abzug der Schweden sind in den darauf folgenden Jahren Reparaturen und Verstärkungen an den Festungswerken ausgeführt worden. Im Winter 1637 drang das Heer des kaiserlichen Generalfeldmarschalls von Götz in das Fürstentum Berg ein und belegte fast alle Städte mit Einquartierungen. Das Amtshaus von Burg war wegen seiner entlegenen und geschützten Lage als Fruchtdepot eingerichtet worden und viele brachten ihre wertvolle Habe dorthin. Die Besetzung der Burg verzögerte sich zunächst, was aus dem angsterfüllten Briefverkehr des Kellners mit dem Landesherrn Wolfgang Wilhelm hervorgeht. Ob die Soldateska Schloss Burg letztlich verschonte, ist nicht mehr in Erfahrung gebracht worden. Vermutlich gelang es Wolfgang Wilhelm, die drohende Gefahr abzuwenden. Wir wissen, dass er mit den Götzschen Heerführern in brieflichen Verkehr trat und versuchte, die Kriegsnot in seinem Lande zu lindern.⁴⁷

⁴⁶ Fritz Hinrichs, Schloss Burg im Dreißigjährigen Krieg, in: Rom. Berge 1961/62 S.163.

⁴⁷ Fritz Hinrichs, a. a. O. S. 164 ff.

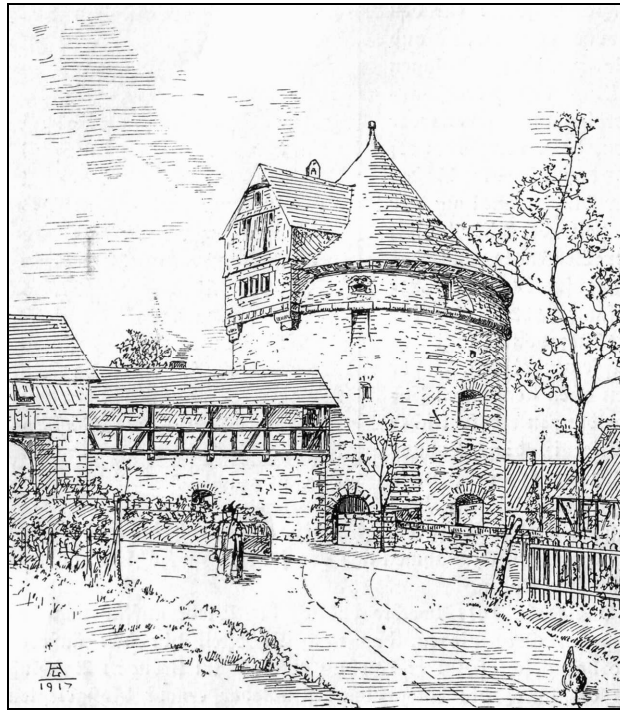


Abb. 6: Schloss Burg, der Bollwerkurm im äußeren Bering, eine freie Rekonstruktion des Wiederaufbaus.
Zeichnung von Ludwig Arntz 1917, Archiv Schloss Burg

Die Göttschen Heerhaufen räumten das Fürstentum im März 1638. Doch 1642 bemächtigten sich wiederum kaiserliche Truppen der Armee des Feldmarschalls von Holzapfel des Landes und diesmal auch der Festung Burg. Sein Unterführer Heinrich von Plettenberg verlegte seinen Wohnsitz dorthin, was aus seinen Briefen von dort hervorgeht. Mit relativ freundlichen Schreiben bat er die Amtsvorsteher der umgebenden Orte um Stroh für die Mannschaften und um Futter für die Pferde, mit dem Versprechen, Land und Leute zu schonen. Oberst von Plettenberg blieb bis zum Schluss des Krieges auf Burg und vermutlich hat man sich mit ihm in dieser Zeit eingerichtet. Doch zum Zeitpunkt des Friedensschlusses kam es zur Katastrophe. Bevor 1648 die kaiserliche Besatzung unter seinem Befehl die Burg aufgab, zerstörte sie auf Weisung des Westfälischen Friedensschlusses durch Sprengung den Bergfried und einen Großteil der Verteidigungsanlagen. Vermutlich gingen mit Ausnahme des großen Palas fast alle Nebengebäude in Flammen auf. Bei dem brachialen Vorgehen wurden auch die Kirchen der Burg schwer in Mitleidenschaft gezogen. Infolge der Sprengung des Bergfrieds zerschlugen und erdrückten die fallenden Gesteinsmassen die nahe stehende Kapelle am Palas des Hochschlusses. Der Johanniter- und Pfarrkirche wurde die Lage am unteren Tor der äußeren Umwehung zum Verhängnis. Beim Zerstörungswerk dort stürzte die Kirche größtenteils ein.⁴⁸ Doch sind die damaligen Schäden eher auf Geschosstreffer als auf eine Sprengung zurückzuführen. Ein Beschuss der Kirche kann nur vom Burginneren, bzw. vom Gelände der Vorburg erfolgt sein. Etwaige Geschütze standen damals in dem der Kirche benachbarten Batterie- oder Bollwerkurm (Abb.6), von wo aus zum Schutz des Hochschlusses das westliche untere Burggelände gegen Eindringlinge bestrichen werden konnte. Für das Vernichtungswerk der abrückenden Besatzung, kamen zwei Möglichkeiten in Betracht. Entweder haben die Soldaten mit den Geschützen vom Batterieturm aus den Johanniterturm unter Feuer genommen um ihn als Teil der Wehranlage auszuschalten und in voller Absicht dabei auch die Johanniterkirche mit mehrfachen Treffern zusammengeschossen. Oder die danach erfolgte Sprengung des Batterieturms löste mit den darin gelagerten Pulvervorräten eine derart heftige Explosion aus, dass Luftdruck und wegfliegende Mauerteile die Kirche trafen und völlig zerstörten. Rudolf Roth schreibt 1921 in seinem Buch „Schloss Burg an der Wupper“ von einem Beschuss der Kirche, was die Verfasser später anhand der Schäden bestätigen können. Die Besatzung, die über Jahre untätig in den

⁴⁸ Zu den Zerstörungen an der Kirche siehe auch S. 25 ff.



Abb. 7: Schloss Burg, ehemalige Johanniterkirche, heute Pfarrkirche St. Martinus.
Foto der Verfasser von 2010

Burgmauern verbrachte, wird beim Abzug vermutlich jede Disziplin fallen gelassen haben. Es wurde rücksichtslos alles zusammengeschossen, was sich den Kanonen als Ziel bot.

Eine spätere Aufzeichnung von 1692 sagt, dass bei der Schleifung der Festungswerke sogar „*Pferdstall, Backhaus und Brawhaus*“ ihrer Dächer beraubt seien, so dass „*nichts mehr unter Dach stehet als das hohe Gebew und die Kellnerey*“. Über den Zustand der Johanniterkirche und ihrer Nebengebäude wird dagegen nichts berichtet, doch ist anzunehmen, dass Johanniter und Gemeinde zu dieser Zeit ihr Gotteshaus wieder errichtet, sowie Komtur- und Pfarrhaus mit dem Torturm repariert hatten. Erst 67 Jahre nach der Zerstörung – im Jahre 1715 - wird die erste authentische Abbildung der Kirche von Erich Philipp Ploennies, dem Kartographen der „*Topographia Ducatus Montani*“ gezeichnet und zwar als Teil einer Gesamtansicht von Schloss Burg (Abb.1). Auf der Ansicht ist die Kirche im wieder aufgebauten Zustand zu sehen, hat einen gotischen Anbau und einen Dachreiter. Das Pfarrhaus ist ein Fachwerkbau, der mit dem Johanniterturm eine Einheit bildet.

Mit dem Reichsdeputationshauptschluss von 1803 wurde die Johanniterkommende wie alle Ordensklöster in Deutschland aufgehoben und ihr Besitz von der Landesregierung eingezogen. Bei Auflösung der Niederlassung wurde die Ordenskirche als Pfarrkirche der katholischen Gemeinde Oberburg übergeben und erhielt später den Patronatsnamen St. Martinus. Mit der Enteignung der Johanniter ging die Verpflichtung zur Bauunterhaltung der kirchlichen Einrichtungen in Burg auf den Landesherrn über. Das war nach 1815 der preußische Fiskus und in seiner Nachfolge das Landeshochbauamt in NRW.

Kurzbeschreibung des heutigen Kirchengebäudes mit seinen Veränderungen

Die Kirche, wie sie sich uns heute darstellt, ist denkbar einfach gebaut. Äußerlich ein quaderförmiger verputzter Baukörper ohne jegliche Zier mit einem verschieferten Satteldach (Abb.7 u. 8). Über der eingerückten dreiseitigen Apsis im Osten erhebt sich ein schlanker verschiefertes Turm mit geknickter

achtseitiger Schieferpyramide, der 1771 errichtet worden ist. Im oberen Teil des Turmschafts hängt eine Glocke von Eberhard Petit aus dem Jahr 1790.⁴⁹



Abb. 8: Schloss Burg, Inneres von St. Martinus nach Osten.
Foto der Verfasser 2010.

Die Nordwand des Langhauses hat drei Fenster mit gedrücktem Spitzbogen im Bereich der westlichen Hälfte, der östliche Teil ist geschlossen. Die Südseite hat im westlichen Bereich gleichartige Fenster, die den nördlichen ungefähr gegenüberstehen. Östlich sind zwei weitere Fenster vorhanden, die aber höher liegen und kleiner sind. Zwei ähnlich große Fenster befinden sich auf der Ostwand des Kirchenschiffs jeweils rechts und links neben dem Apsisanbau. Die Apsis besitzt nur ein großes rundbogiges Fenster in der Ostwand. Auf der Mitte der Südseite der Kirche ist ein früher noch sichtbares ehemaliges Portal im Putz angedeutet (Abb.9 und) Im Jahre 1959 ist an der Südseite, auf dem einstigen Kinderfriedhof eine Sakristei angebaut worden.

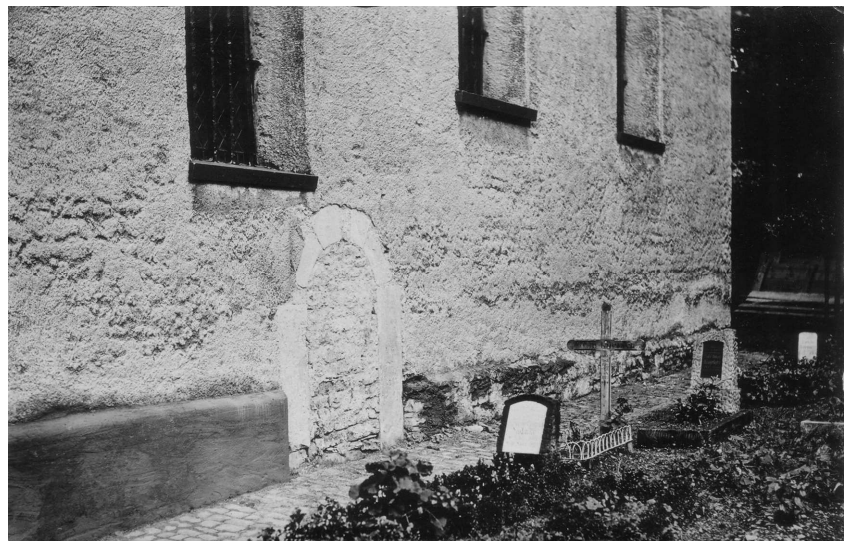


Abb. 9: Schloss Burg, St. Martinuskirche, Südwand mit ehemaligem romanischem Portal,

⁴⁹ Die Familie Petit ist in mehreren Generationen als Glockengießer in Gescher / Westfalen tätig.

davor der Kinderfriedhof, auf dem sich heute die Sakristei befindet.
 Aufnahme: Pfarrarchiv St. Martin vor 1950

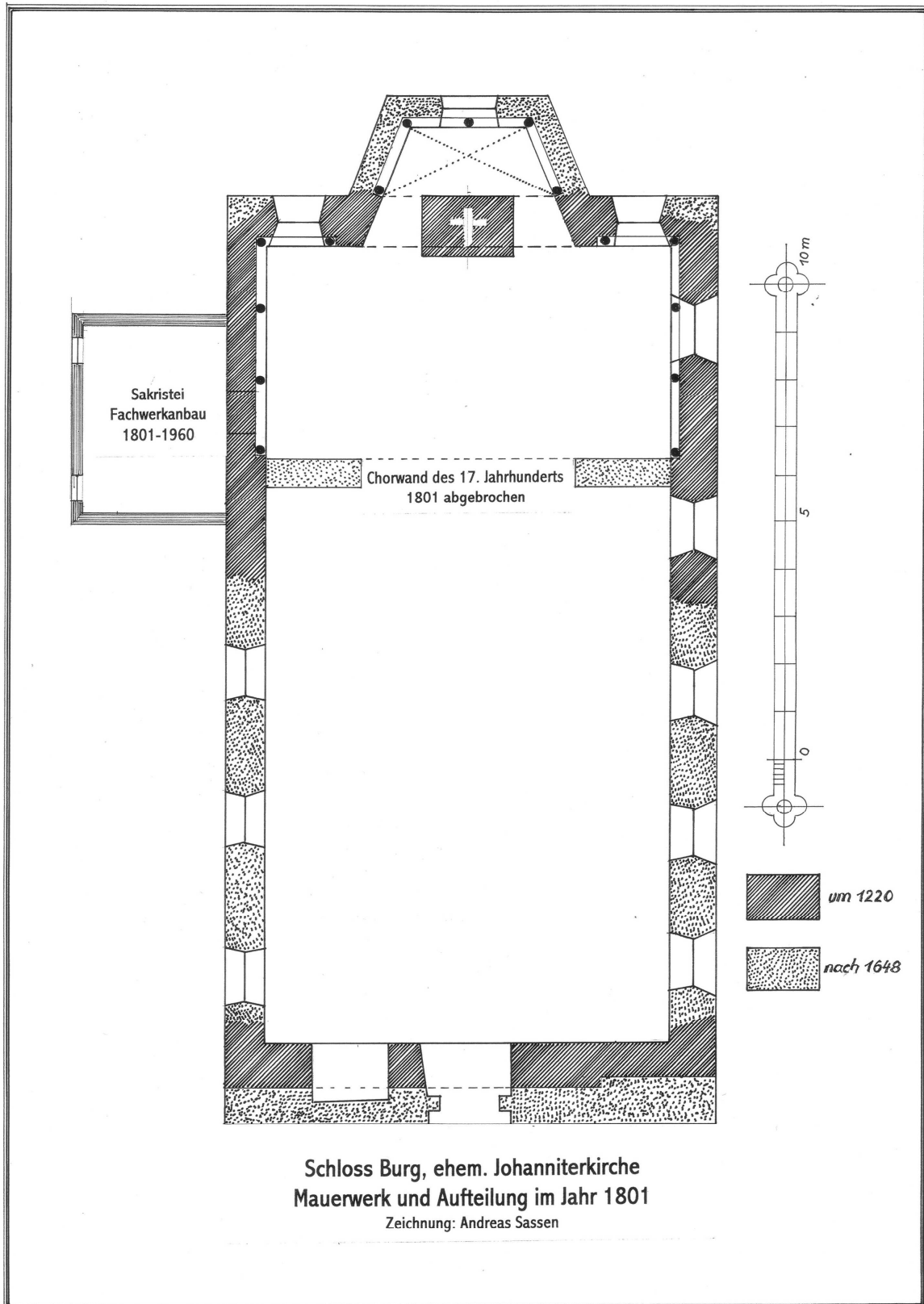


Abb. 10:



Abb. 11: Schloss Burg, St. Martinuskirche, Westportal von Manfred Saul.
Aufnahme der Verfasser 2011

In der Mitte der Westwand, die im unteren Bereich verstärkt wurde und bis auf ein Eulenloch im Giebel fensterlos ist, befindet sich das einzige Portal der Kirche. Seine zweiflügelige Holztür ist auf den Mittelleisten mit einer Schnitzerei des Bildhauers Manfred Saul aus Hennef gestaltet (Abb. 11). Die übereinander angeordneten Menschen symbolisieren das Wort „Einer trage des anderen Last“. Die Tür sitzt in einem romanischen Gewände aus grauem Trachyt, bestehend aus Sturz und Leibung. Im Portalbogen über dem trapezförmigen Sturz ist ein modern gearbeitetes Johanniterkreuz. Aufgrund der Mauerverstärkung ergibt sich zum Kirchenraum ein kurzer Vorraum, der eine gerader Decke besitzt. Auf der Innenseite der Westwand befindet sich nördlich des Eingangs eine Bogennische, die auf ein früheres Portal zurückzuführen ist. In der Ecke zur Südwand ist ein auffallend hervortretender Sockel, und rechts davon eine aus der Mauer hervortretende Halbsäule zu sehen.

Dem schlichten Äußeren entspricht auf den ersten Blick auch der Innenraum, einer einfachen Saalkirche mit Holzbalkendecke und darauf liegender doppelter Verbretterung. Die über 10 m langen Balken sind mittig im Dachwerk aufgehängt. Der Blick vom Eingang geht ungehindert bis zur Ostwand mit ihren Augenfenstern und einem ungliederten runden Triumphbogen, dahinter eine kleine dreiseitige Apsis die um drei Stufen erhöht ist (Abb.8). Die gemauerte Altarmensa mit einer gekehlten Platte ist ungewöhnlich groß und einige Zentimeter aus der Apsis hervorgerückt. In der Südwand des Altarraums eine kleine Rundbogennische (Armarium oder Lavabo), ihr gegenüber bündig in der Nordwand ein einfacher verschließbarer Sakramentsschrank (Tabernakel) aus spätgotischer Zeit. Dieser besteht aus einem geraden Sandsteingewände mit einer eisenbeschlagenen Holztür, die mit zwei Schlüsseln geöffnet wird. Auf der Südseite ist der Zugang zur Sakristei von 1959, die einen Vorraum mit einer Außentür besitzt.

Als Besonderheit der Martinskirche sind im Inneren Apsis und östlicher Kirchenraum durch eine Arkadenstellung gegliedert. Die schwarzen Schiefersäulen weisen Eckblattbasen und vorzüglich gearbeitete spätstaufische Blattkapitelle auf. Ihre Herkunft ist bislang nicht nachgewiesen, doch nach Ausweis der Kapitelle müssen sie während der Bautätigkeit unter Engelbert II., 1218-25, entstanden sein.⁵⁰ Zwei der Kapitelle – rechts und links vom Altar - mussten rekonstruiert werden, da die Originale bei der Aufstellung des Barockaltars 1804 zerschlagen wurden.

⁵⁰ Kubach /Verbeek, a. a. O.

Die hölzerne, graublau gefasste Ausstattung der Kirche, bestehend aus Bänken, Beichtstuhl und Westempore ist einheitlich im schlichten spätbarocken Stil angefertigt. Auf der Empore, die über eine neuzeitliche Spindeltreppe zu erreichen ist, steht eine Orgel mit dreiteiligem klassizistischem Prospekt.



Abb. 12: Schloss Burg, Inneres von St. Martinus um 1920 mit dem Barockaltar aus Altenberg und einer dazu angepassten Chorausstattung. Foto: Stadtarchiv Solingen

An sakralen Kunstwerken finden sich auf der Nordwand ein spätgotisches Kruzifix und zwei barocke Plastiken, der Erzengel Gabriel und der hl. Georg. Ihnen gegenüber eine neuzeitliche Plastik des Erzbischofs Engelbert I. An den beiden Seitenwänden unterhalb der Fenster hängen 17 Tafeln eines Kreuzwegs mit auf Kupfer gemalten Szenen im Stil der Nazarener. Die neugotische Holzrahmung ist mit ihrer Fassung noch original. Nördlich des Apsisbogens steht der romanische Taufstein, das älteste Ausstattungsstück der Kirche. Die beiden Fenster in der Ostwand und das Apsisfenster sind mit modernen Glasmalereien des Künstlers Peter Hecker gestaltet. Alle übrigen Fenster in der Kirche sind einfach verglast.

Seit ihrer Erbauung vor 800 Jahren hat die Johannes- und spätere Martinuskirche ihr ursprüngliches Aussehen weitgehend verloren. In den ersten 300 Jahren wird die Kirche vermutlich fast völlig unverändert geblieben sein, abgesehen von Einrichtungen und Kunstwerken, die in die Kirche gestellt wurden. Erst zum Ende des 15. Jahrhunderts, als an vielen Kirchen des Bergischen Landes Erweiterungen vorgenommen wurden, oder zurzeit der Spätgotik nach 1511, als unter Herzog Johann III.⁵¹ Schloss Burg vornehmlich als Jagdschloss eingerichtet wurde und der Palas seine Fachwerkaufbauten bekam, wird auf der Nordseite ein zweistöckiger Sakristeianbau mit einem polygonalen Abschluss angefügt worden sein. 1526 dürfte bei der Hochzeit der Tochter Sybille mit Johann Friedrich von Sachsen auf Schloss Burg die Trauung in der Johanniterkirche stattgefunden haben.⁵²

1631 ist von einem Turmbau, vermutlich einem Dachreiter in den Aufzeichnungen der Johanniter zu lesen.⁵³

Die größten Veränderungen ergaben sich durch die Zerstörungen bei der Sprengung der Befestigungswerke 1648. Bis auf den gotischen Anbau und wenige Teile der Umfassungsmauern stürzte die

⁵¹ Herzog Johann III. der Friedfertige, *1490, 1496 verlobt, 1510 verh. mit Maria von Jülich Berg, 1511-1539, Landesherr.

⁵² Anna von Kleve, ebenfalls Tochter von Johann und Maria wurde eine der Ehefrauen Heinrich VIII. v. Engl.

⁵³ Clemen, a. a. O., Burg, S. 43.

Kirche völlig ein. Noch im 17. Jahrhundert errichtete man auf den verbliebenen Resten die Außenmauern neu und übernahm dabei die äußere Hülle des romanischen Vorgängerbaus, aus dem sich im Inneren 16,70 m für die Länge, 8,50 m für die Breite und 7,70 m Raumhöhe ergeben.

Der Wiederaufbau geschah in den einfachsten Formen, wobei neben einer wesentlichen Änderung der Fenstergestaltung die Kirche im Inneren zwischen Klerikern und Gemeinde geteilt wurde. In der damals eingebauten Trennwand befanden sich unten ein großer Durchgangsbogen und darüber ein Nischenbogen mit nach Osten weisender Empore, auf der die Orgel eingebaut war (Abb.10). Der Organist erreichte die Empore vom Oberstock des Sakristeianbaus. Vermutlich ließen die Johanniter zu dieser Zeit in den neu geschaffenen Chorraum die Bogenstellungen mit den romanischen Säulen einbauen. Der auf der Zeichnung von Ploennies 1715 sichtbare Dachreiter dürfte ebenfalls aus der Wiederaufbauphase des späten 17. Jahrhunderts stammen. Er wurde 1771 durch den größeren Turm über der Apsis ersetzt und später mit einem zweistimmigen Geläut ausgerüstet: einer Glocke von Petit, gegossen 1790 und der sogenannten Malteserglocke von 1799, die 1887 wegen Beschädigung umgegossen wurde. Seit dieser Zeit sind von den Johannitern nur noch geringfügige, bzw. keine Erhaltungsarbeiten an der Kirche durchgeführt worden. Die Gemeinde, die völlig mittellos dem Verfall nicht Einhalt gebieten konnte, wandte sich an die Landesregierung, die 1801/02 eine Renovierung durchführen ließ. Dabei wurde der nördliche spätgotische Anbau abgebrochen und durch eine kleine Sakristei ersetzt. Im Inneren entfernte man die Chorwand und erneuerte Dach, Fenster und Kirchenraum.

1803 wurde nach Auflösung der Kommende die Kirche der Gemeinde übergeben. Der Pfarrer erbat sich 1804 von der Regierung einen Bildaltar aus dem Kloster Altenberg, ein barockes Kunstwerk, das bis 1964 in der Kirche blieb (Abb. 12). Ansonsten unterblieb im 19. Jahrhundert fast jede Erneuerung, obwohl Clemen und Fischer diese mit Hinweis auf die romanischen Säulen gern durchgesetzt hätten.⁵⁴

Erst 1909 erfolgte eine gründliche Erneuerung der Kirche, bei der sowohl innen als auch außen der Putz erneuert wurde, sich aber ansonsten keine großen Veränderungen ergaben. Vermutlich musste im Zweiten Weltkrieg die jüngere Glocke von 1887 abgegeben werden, die nicht wieder ersetzt wurde.

Nach dem Zweiten Weltkrieg sind über mehrere Jahre umfangreiche Sanierungen durchgeführt worden. 1959 erbaute man die jetzige Sakristei an der Südseite der Kirche, der einfache Anbau auf der Nordseite wurde abgerissen. Ab 1960 wurde bei Trockenlegung des Gebäudes der gesamte Außenputz abgeschlagen und erneuert, die Kirche im Inneren instand gesetzt und nach den Vorstellungen des II. Vatikanischen Konzils eingerichtet. Von der relativ einheitlichen barocken Ausstattung sind damals sowohl die Kommunionbank als auch die Kanzel entfernt und vermutlich zerstört worden. Das aus Altenberg stammende Altarretabel mit einem Kreuzigungsgemälde nach der Art des van Dyck, der bis dahin 160 Jahre in der Apsis stand, wurde ebenfalls aus der Kirche genommen.⁵⁵

Frage nach der ursprünglichen Gestalt der Johanniterkirche

Abgesehen von der schmuckvollen Gestaltung des östlichen Kirchenraums mit der romanisch erscheinenden Arkadengliederung ist in der Martinskirche von einstiger spätromanischer Harmonie oder einem mittelalterlichen Flair nichts mehr zu spüren. Selbst die barocke Gestaltung, die mit dem Wiederaufbau vorgenommen wurde, ist inzwischen weitgehend zurückgenommen worden. Die Ansicht des einfachen Saales entspricht dem Eindruck, den wir von anderen Kirchenräumen aus der nachreformatorischen Zeit haben. In der Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts wurden fast alle ländlichen Kirchen als Saalbauten errichtet. Dabei treffen wir vor allem in evangelischen Kirchen auf umfangreiche Emporeneinbauten, die reichlichen Platz für die Besucher des Predigtgottesdienstes bereitstellen. In Burg ist aber neben der Chorwand nur die heute noch vorhandene Westempore errichtet worden, der übrige Raum blieb von Einbauten frei.

⁵⁴ Paul Clemen, Schreiben vom 11.2.1908 an die Regierung. In: Archiv des Erzbistums Köln, Akten des Pfarrarchivs von St. Martinus zu Burg an der Wupper, 123 (AEK PfA. Burg.)

⁵⁵ Die Angabe Killings, der Altar sei in die ev. Kreuzkirche in Düsseldorf gekommen, ist nicht richtig.

Bei der Frage, ob der heutige Kirchensaal in dieser Form als mittelalterlicher Innenraum vorzustellen ist, muss zunächst auf Kubach und Verbeek verwiesen werden. In ihrem Werk „Romanische Baukunst an Rhein und Maas - Katalog der vorromanischen und romanischen Denkmäler“ wird auf den Seiten 167-168 die kath. Pfarrkirche St. Martin, ehem. St. Johann genannt und zum Vergleich auf St. Katharina in Blankenberg / Sieg verwiesen: „Ein ähnlicher flachgedeckter Saalbau von 9,6 X 16 m Weite



Abb. 13: Schloss Burg, Ansicht von Nordosten mit St. Martinskirche.
Zeichnung von Stahl 1908
Archiv des Schlossbauvereins

mit eingezogenem gewölbten Chor entstand 1246/48 in Blankenberg an der Sieg als Nonnenkloster und Pfarrkirche.“ Kubach und Verbeek bringen uns mit diesem Hinweis einer Lösung aber nicht näher, denn G. Dehio erklärt schon 1967 im Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler - Das Rheinland auf S. 232, dass auch ... „das einschiffige flachgedeckte Langhaus (der Katharinenkirche in Blankenberg) nach Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg 1686 weitgehend erneuert worden ist.“

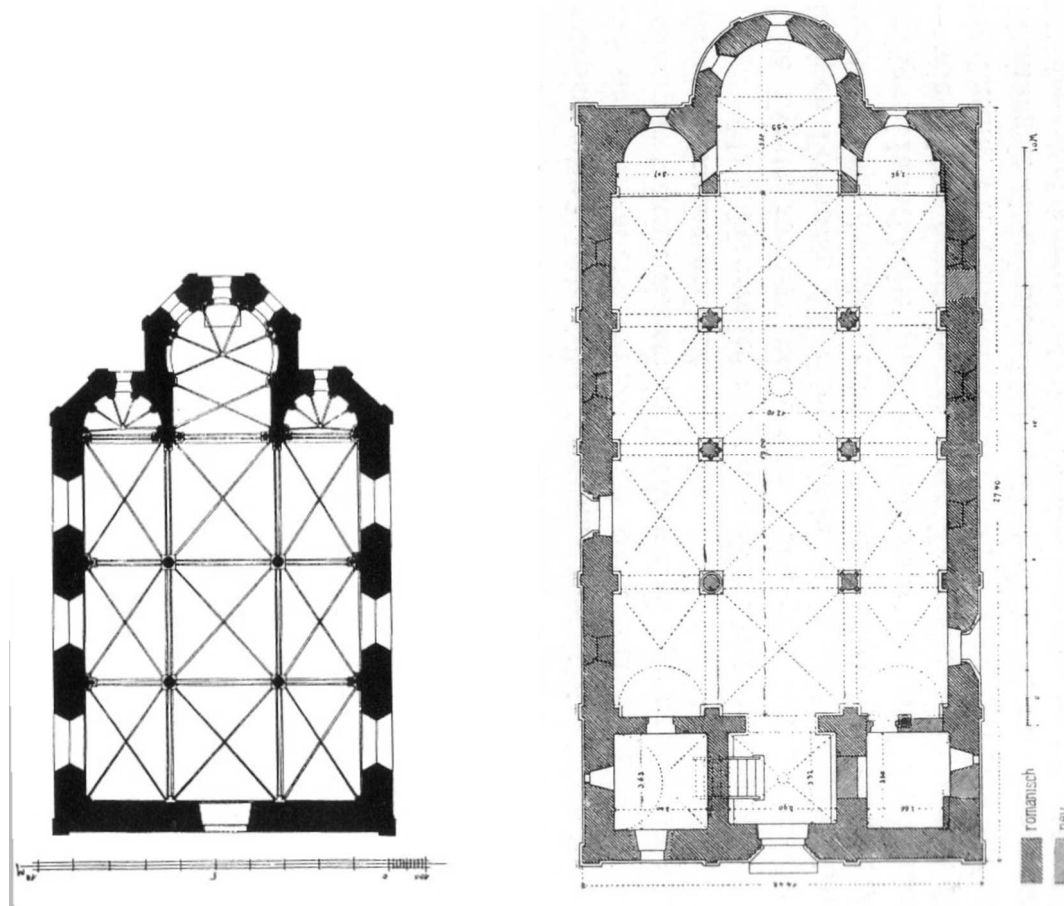


Abb. 14: Grundrisse von Ritterordenskirchen um 1220.

Links: die Kirche der Deutschherren von Ramersdorf, rechts: die Johanniterkirche von Nieder-Weisel in Hessen.
Zeichnungen maßstäblich angenähert

Es entstanden sowohl in Blankenberg als auch in Burg barockzeitliche Saalbauten des 17. Jahrhunderts, womit eine realistische Einschätzung des Ursprünglichen dieser Kirchenräume von Kubach und Verbeek nicht gegeben ist. Die frühen romanischen Basiliken des 12. Jahrhunderts weisen zwar flach gedeckte Mittelschiffe von großer Breite auf, werden aber durch die Hochschiffswände und durch die Öffnungen der Seitenschiffe zu harmonischen Einheiten gegliedert. Daneben sind kleine Saalkirchen erhalten geblieben, die aber wie in Refrath wesentlich älter sind und mit den romanischen Kirchen des ausgehenden 12. und des beginnenden 13. Jahrhunderts wenig gemein haben. In dieser Zeit wurden Kirchenräume fast ausnahmslos eingewölbt, wobei besonders die Spätromanik große Bogenspannweiten umging, um daraus resultierende niedrige und gedrunen erscheinende Räume zu vermeiden. Die Lösung war dabei immer der mehrschiffige Kirchenraum, insbesondere die mehrschiffige Halle, die uns aus der Zeit des Übergangs von der Romanik zur Gotik begegnet.

Kreist man die Zahl der infrage kommenden Kirchenbauten enger ein, geben weder Schloss Burg noch die Reste anderer Johanniterniederlassungen im westlichen Deutschland Auskunft über ursprüngliche Anlagen für Krankenpflege und Seelsorge. Obwohl die gewaltigen Festungen des Ordens in Palästina (Kraak de Chevalier / Syrien), auf Kos, Rhodos und später auf Malta von einer regen und ausgeklügelten Bautätigkeit der Johanniter zeugen, ist von einer speziellen Baukunst des Ordens wenig bekannt. In Deutschland haben sich aber Kirchenräume der Johanniter und der ebenfalls mit Krankenpflege befassten Deutschherren erhalten, die bestimmte Baugewohnheiten dieser Orden erkennen lassen. Dabei ist aber nicht an die nach dem Dreißigjährigen Krieg neu gestalteten barocken Saalbauten der Johanniter zu denken, wie sie in Herrenstrunden, Borken, Herford und Steinfurt-Burgsteinfurt erhalten sind. Ebenso wie die Johanniterkirche von Burg oder die Katharinenkirche in Blankenberg haben die genannten Ordenskirchen vereinfachende Umbauten erfahren, die kaum noch ihre ursprüngliche Baugestalt erahnen lassen. Eine Ausnahme bildet die um 1310 erbaute einschiffige Kirche der Kommende von Marienhagen, einem noch ganz erhaltenen gewölbten frühgotischen Saalbau mit Apsis.

Bei der Suche nach älteren Kirchen, die in ihrer Konzeption dem Grundriss der Burger Ordenskirche nahe kommen, bietet sich unter wenigen Vergleichsbeispielen die Johanniterkirche in Nieder-Weisel in Hessen an,⁵⁶ die um 1200 durch Stiftungen des Grafen Kuno I. von Münzenberg errichtet wurde. Auch die Kapelle der Deutschordenskommande Ramersdorf am Rhein, die 1846 auf den Alten Friedhof in Bonn übertragen wurde und so der Vernichtung entging, zeigt bestimmte Merkmale einer Hospitaliterkirche (Abb. 14).⁵⁷

Während die Pfarr- und Klosterkirchen des 12. Jahrhunderts zumeist dem basilikalen Raummuster folgen, sind die genannten Ordenskirchen nach 1200 als „moderne“ weite Gewölbehallen gebaut worden. Wahrscheinlich ließen sich Johanniter und Deutschherren als Pflegeorden von der Praxis leiten, ihre Kirchenhallen neben der Nutzung als Gottesdienstraum jederzeit auch als Lazarett gebrauchen zu können. Nach ihren Erfahrungen aus den Kreuzzügen war eine feste Unterbringung zur Pflege von Verwundeten und Kranken wichtig. Diese Unternehmungen, wie auch andere Kriegszüge im Heimatland waren oft mit hohem Blutzoll oder völliger Erschöpfung der Teilnehmer verbunden; deshalb kam es auf die mögliche Genesung jedes Mannes an, weil er zur Machterhaltung des jeweiligen Landesherren gebraucht wurde.

Zu früher Zeit waren die Kirchenräume nicht bestuhlt, man nahm stehend an der zumeist kurzen heiligen Messe teil. Die Kirchen waren also leer, so dass jederzeit eine Umnutzung als Krankensaal erfolgen konnte. Die Johanniterkirche von Nieder-Weisel zeichnet sich außerdem durch ihre Doppelstöckigkeit aus; denn bei ihr ist ein weiterer Krankensaal über dem Kirchoraum angelegt.⁵⁸ Obwohl auch dieser

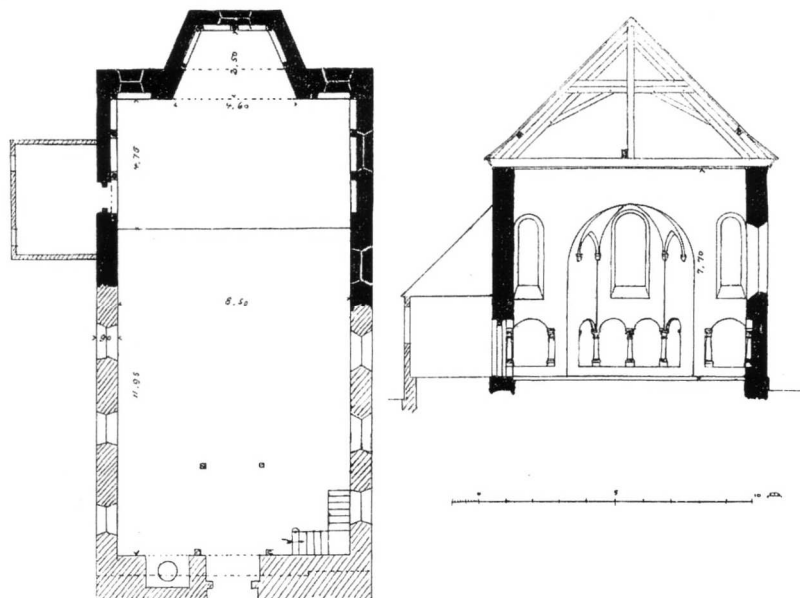


Abb. 15: Schloss Burg, Grundriss und Querschnitt durch die Martinskirche von Fischer.
Zeichnung aus: Clemen, Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 1894.

über eine eigene Altarapsis verfügt, sind beide Räume durch eine Öffnung im Zwischengewölbe verbunden. Die zu Pflegenden konnten also akustisch an allen Messen und Chorgesängen im Haus teilnehmen. Sie sollten von ihrem Lager aus die Feier der Messe verfolgen, da den Johannitern die Genesung an Leib und Seele galt. Dies ist der Grund für die Anlage einer relativ flachen Altarapsis in den Johanniterkirchen, die ohne Chorraum direkt an das Kirchenschiff anschließen. Die Kirchen von Nieder-Weisel und Ramersdorf zeigen wenig tiefe, allseits gut einsehbare Apsiden, in denen die Altäre direkt unter dem Apsisbogen stehen. Dieses Prinzip ist auch in der unverändert gebliebenen frühgoti-

⁵⁶ Hinweis auf Nieder Weisel erstmals bei Johannes Fahmüller, Die katholische Pfarrkirche St. Martin in Solingen-Schloss Burg in: Romerike Berge Heft 1, 1998, S. 10.

⁵⁷ Versetzung durch Johann Claudius v. Lassaulx, rheinischer Baumeister, * 1781 † 1848 in Koblenz.

⁵⁸ Der Bau von Nieder-Weisel blieb um 1200 unvollendet, da der Stifter Kuno I. starb. Den oberen Krankensaal bauten die Johanniter auf eigene Kosten erst um 1550 aus.

schen Kirche in Marienhagen nachzuvollziehen, wo die polygonale Apsis ohne Chor unmittelbar am Kirchenschiff steht.

Auch in Burg ist eine kurze, gut einsehbare Apsis vorhanden und der Altar deutlich in Richtung der Gemeinschaft der Betenden gerückt. Zudem versinnbildlichte das Armutsideal der Johanniter, wie auch ihr gemeinschaftliches Zusammenleben unter anderem darin, dass im Inneren der Kirche auf eine bauliche Unterscheidung zwischen Priester und Laienraum verzichtet wurde.⁵⁹ Ein mit Schranken abgeschlossener Mönchschor, wie er bei Benediktinern und Zisterziensern im Mittelalter vorgeschrieben und üblich war, ist in einer frühen Johanniterkirche nicht anzutreffen. Deshalb können wir davon ausgehen, dass auch in Burg die ursprüngliche Ordenskirche keinen Klerikerchor besaß. Erst beim Wiederaufbau nach 1648 setzten sich die Ordensherren durch den Bau der Trennwand vom übrigen Kirchenvolk ab (Abb. 10).

Eine hervortretende Eigenheit der Kreuzritter-Ordensbauten ist auf der einen Seite der Verzicht auf überflüssige Bauzier, andererseits aber die Verpflichtung zu einer soliden Bauweise. Dazu gehört die Gewohnheit, Kirchen, Versammlungsräume und Unterkünfte der Ordensburgen möglichst mit steinernen Decken – also Gewölben – auszurüsten. Allgemein verbreitete sich seit der Mitte des 12. Jahrhunderts zur Verminderung der Brandgefahr eine Einwölbung fast aller Kirchenräume, wodurch die bedeutende Langlebigkeit dieser Bauten erreicht wurde. Den Johannitern ging es darüber hinaus um ein gleichmäßiges Raumklima und die Voraussetzung für hygienisch saubere, von Ungeziefer freie Unterkünfte.

Entsprechend dieser Maßstäbe sind auch die Kirchen Nieder-Weisel und Ramersdorf vollständig eingewölbt (Abb. 14). Nach der Baugewohnheit der Spätromanik um 1220 finden wir in beiden Sakralräumen sogenannte Hängkuppeln, leichte kuppelige Gewölbe mit Rundbogengurten an allen Seiten der quadratischen Joche und aus konstruktiven Gründen an den Schmalseiten der rechteckigen Gewölbejoche den gedrückten Spitzbogen.

Bei diesen Beispielen stellt sich natürlich die Frage, warum in der ehemaligen Johanniterkirche in Schloss Burg nur eine flache Holzbalkendecke vorhanden ist. Könnte auch diese Kirche eine Gewölbedecke besessen haben, bevor sie am Ende des Dreißigjährigen Krieges zerstört wurde? Leider fehlen darüber und wie lange sie als Ruine gestanden hat, die Nachrichten. Ebenso ist dem Ausmaß der Zerstörungen an der Kirche bislang nicht genau nachgegangen worden.

Die Foto-Dokumentation des unverputzten Kirchenbaus

Um ein Bild von den damaligen Schäden zu bekommen, bzw. die Reste der einstigen romanischen Kirche, die die Zerstörung von 1648 übergelassen hatte, erfassen zu können, stehen uns zwei Aussagen zur Verfügung.

1. Die Bauaufnahme von Gerhard August Fischer von 1890 mit ihren Angaben (Abb.15).
2. Eine fotografische Dokumentation der äußeren Kirchenmauern nach Entfernung des Verputzes im Jahr 1960 (Abb.16-21).

Vermutlich war zurzeit der Bauaufnahme, die Fischer von der Kirche um 1890 vornahm, der äußere Kalkverputz soweit verwittert und abgefallen, dass die Mauerstruktur mit Baufugen und Materialunterschieden größtenteils sichtbar wurde. Daraus schloss Fischer auf die mittelalterlichen Reste und zeichnete in seinen Grundriss auf der Südseite noch etwa 8,70 m romanisches Mauerwerk ein sowie an der Nordseite 7,70 m. Auch Ostwand und Apsis sind von ihm als mittelalterlich gekennzeichnet worden. Das Mauerwerk des gesamten Westteils der Kirche schrieb er dem Wiederaufbau des 17. Jahrhunderts zu. Fischer machte neben Zeichnungen von Grund- und Aufriss auch eine Textbeschreibung der Kirche, die dann in Paul Clemens „Bau- und Kunstdenkmäler der Rheinprovinz“ wiedergegeben wurden. Nach Fischers Angaben blieb 1648 auch die romanische Bogenstellung in Chor und Apsis erhal-

⁵⁹ Scheurmann / Hoffmann, Sakralbauten – Förderprojekte der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, Bonn 2001, S. 128.

ten. Die Kunsthistoriker⁶⁰ folgen heute dieser Vorstellung aber nicht mehr, deshalb muss die Frage nach der Herkunft der kleinen Säulen in der Wandarkatur gesondert behandelt werden.

Die Fotografien des unverputzten Kirchengebäudes, die man 1960 bei den Sanierungsarbeiten anfertigte, werden sowohl im veröffentlichten Aufsatz über die Martinuskirche von Johannes Fahmüller aus dem Jahr 1998 als auch 2006 im Kirchenführer des Bürger Gemeindeglieds Robert Killing erwähnt. Beide nennen als Quelle Kubach und Verbeek, denen bei der Erstellung ihres Werkes „Romanische Baukunst an Rhein und Maas“ von 1976 wohl ebenfalls die betreffenden Fotografien aus dem Archiv des Rheinischen Denkmalamts bzw. des damaligen Staatl. Hochbauamts zur Auswertung vorlagen.

Während der langjährigen Instandsetzung der Kirche, wobei auch die neue Sakristei auf der Südseite angebaut wurde, war 1960 der gesamte Außenputz eine zeitlang entfernt worden. Nach Angaben Fahmüllers und Killings erwogen Pfarrer und Gemeinde, die Kirche der romantischen Steinsichtigkeit der

Burg anzupassen, um sie optisch besser in das mittelalterlich erscheinende Gesamtbild einzubinden. Das Flickwerk aus Bruchsteinen, Tuff und Ziegeln ließ sie aber von dem Vorhaben Abstand nehmen und die Kirche kam wieder unter Putz. Killing berichtet in seinem Kirchenführer, eine teilweise Erneuerung des Verputzes erfolgte wegen aufsteigender Feuchtigkeit im Sockelbereich noch einmal anlässlich der Renovierung 1999/2000.⁶¹

Kubach und Verbeek erwähnen, dass 1960 nach Freilegung der Mauern eine Beobachtung des Mauerwerks durchgeführt wurde, jedoch ohne genaues Aufmaß, eine Bodenuntersuchung sei nicht durchgeführt worden. Sie betonen, die von Fischer entdeckten nicht genau gegenüberliegenden vertikalen Baufugen begrenzen nicht einen älteren Ostteil, sondern nur einen Abschnitt der Erneuerung. Diese Einschätzung fußte auf der Beobachtung, dass beim Durchbruch des Zugangs zur neuen Sakristei an der Südseite des Chors im Mauerwerk alte Tuffsteine mit anhaftendem Wandputz wieder verwendet waren. Demgegenüber schreiben sie, dass die Laibungen der beiden Rundbogenfenster an der Südseite

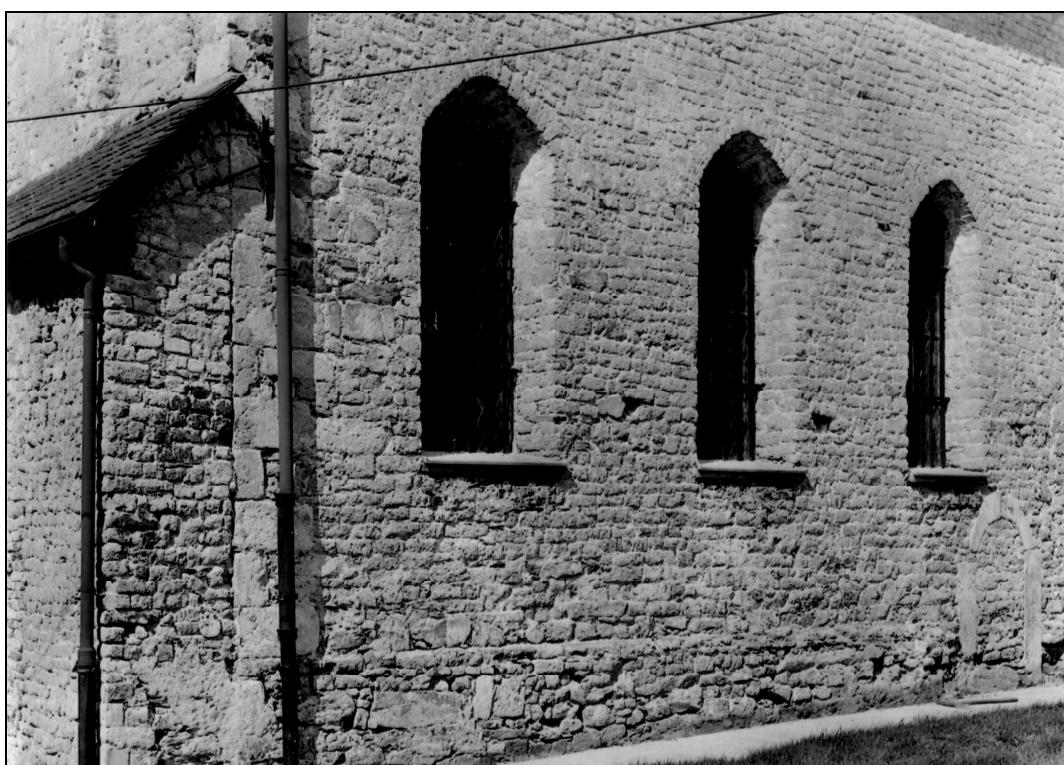


Abb. 16: Schloss Burg, Martinuskirche von Südwest.
Aufnahme: Pfarrarchiv St. Martin, Burg um 1960

⁶⁰ Kubach/Verbeek, a. a. O. S. 168; auch Johannes Fahmüller, a. a. O. S. 4.

⁶¹ Robert Killing, Die St. Martinuskirche in Burg a. d. Wupper, Burg 2006. S. 7.

über dem Sakristeizugang, ebenso wie an der östlichen Chorwand nachträglich erweitert (kenntlich an den kurzen Bogensteinen) und nach unten verlängert worden sind.⁶²

Die Angaben Kubach und Verbeeks scheinen sich hier zu widersprechen; denn die nachträgliche Erweiterung der Fenster im Chor teil weist auf das von Fischer beschriebene ältere Mauerwerk an dieser Stelle. Der Fund wieder verwendeter Steine beim Durchbruch darunter kann auf partielle Reparatur des beschädigten Mauerwerks zurückzuführen sein. Fahmüller geht wie Fischer davon aus, dass die östlichen Bauteile des Schiffes offensichtlich noch zum mittelalterlichen Bestand gehören.⁶³ Mit Einschränkung schließen sich auch die Verfasser dieser Ansicht an; denn die Plätze der Rundbogenfenster im südöstlichen Mauerteil folgen einer anderen Regel als alle übrigen Fensterachsen. Wie sich später ergeben wird, sind sie mit dem einstigen Südportal aufschlussreich für die gesamte ursprüngliche Durchfensterung des ehemals romanischen Kirchengebäudes.

Die Südwand (Abb.16)

Die drei wesentlich größeren spitzbogigen Fenster im westlichen Teil der Süd wand und ihre Gegenstücke auf der Nord wand sind tatsächlich ein Ergebnis des Wiederaufbaus nach 1648. Die vorliegende Fotografie der Südseite zeigt eindeutig die Situation, die sich damals ergeben hat. Auf der Fläche der drei Fenster muss sich eine große Bresche im Mauerwerk befunden haben, die anscheinend durch einen Kanonentreffer aus unmittelbarer Nähe hervorgerufen worden war. Das Geschoss drückte die Wand nicht nur nach innen, sondern flog durch den Kirchenraum um dann die Nord wand in noch größerer Breite nach außen zu werfen. Deutlich ist auf dem Foto zu sehen, wie altes Mauerwerk die Bresche umrahmt: Im unteren Bildbereich ist der ursprüngliche Sockel durchgehend aus Bruch- und Hausteinen aufgemauert. Darüber ist in geringer ungleichmäßiger Höhe Mischmauerwerk aus Tuff und Hausteinen zu erkennen, das sowohl nach Osten wie nach Westen ansteigt, also andeutungsweise eine Rundung erkennen lässt, wie sie bei einer Bresche durch einen Geschosstreffer hervorgerufen wird. Diese Lücke ist insgesamt mit fast einheitlich großen Tuffsteinen und dem Einbau der drei großen Fenster wieder geschlossen worden. Rechts im Bild ist im alten Mauerwerk eine ehemalige Rundbogenpforte mit romanischen Bogensteinen und Gewände aus Trachyt zu erkennen. Das kleine Portal liegt in der Mitte der Süd wand und ist mit Tuffsteinen vermauert worden, ein Zeichen, das dieses nach 1648 geschehen ist. Darüber steigt die benannte Baufuge, die den östlichen noch mittelalterlichen Mauerteil markiert, bis auf die Höhe der Fensterkämpfer um sich dann nach rechts unserem Blick zu entziehen.

Bemerkenswert ist aber der Zustand auf der westlichen Seite der Bresche. Weder von Fischer und Clemen noch von Kubach und Verbeek ist vermerkt worden, dass die West wand ebenfalls als romantisches Mauerwerk erhalten blieb. Die Südwestecke des Gebäudes besteht noch vollständig aus Trachytquadern, die zur Süd- und West wand umgreifen. Daran schließt sich das Mischmauerwerk aus Tuff und großen Trachytsteinen teilweise bis zur Leibung des ersten Fensters an. Zur Westseite hin ist also im Gegensatz zu allen bisherigen Beschreibungen viel romanische Substanz erhalten geblieben. Vermutlich ging die Wucht des Geschosses beim Einschlag parallel zur West wand, die zwar extrem durchgeschüttelt wurde, aber insgesamt stehen blieb. Die vorgebaute etwa ein Meter dicke Verstärkung aus Tuffstein zeigt, dass ihre Standfestigkeit danach gesichert werden musste.

Die Westseite (Abb.17)

Auch das Foto der westlichen Kirchenseite bestätigt, dass es sich um romantisches Mauerwerk handelt. Es besteht hier fast vollständig aus Tuffstein und ist mit einer Kalkschlämme bedeckt, die selbst beim Abschlagen der Putzschicht haften blieb. Das Foto erfasst die Front- und Giebelfläche oberhalb der mit einem verschieferten Pultdach versehenen Mauerverstärkung, die nach 1648 vorgesetzt wurde. Der sichtbare mittlere Wandabschnitt ist stärker aufgebaut und in dieser Form in den kurzen linken Giebelabschnitt hochgeführt. Die übrige Giebelfläche tritt um gut eine Steinstärke zurück, was aber auch für die untere rechte Wandseite zutrifft. Durch eine senkrechte unregelmäßige Abarbeitung ist der Übergang zur Reduzierung der Wand hier kaum erkennbar, wird aber rechts unten im Bild durch das sich verbreitende Schieferdach deutlich. Die Oberkante des dickeren Mauerbereichs ist mit einem eingelassenen Holzbalken als Traufe abgedeckt worden. Die erkennbar unterschiedlichen Mauerstärken der West wand sind von Fischer im Grundriss seiner Bauaufnahme mit einer gestrichelten Linie dokumentiert, aber nicht weiter kommentiert worden (Abb.15).

⁶² Kubach/Verbeek, a. a. O. S. 168.

⁶³ Fahmüller, a. a. O. S. 3.

Der Grund der Bauweise erschließt sich erst bei genauerer Betrachtung, da die Putzmörtelschlammung fast vollständig alle Bauspuren verwischt. Kaum erkennbar sind auf der Wand zwei große nebeneinander liegende Rundbogen angeordnet, die romanischen Ursprungs sind. Sie sind beim Wiederaufbau zur Festigung der Wandstruktur zugemauert worden; denn die einst sehr prägnante Mauerwerksgliederung ist bereits auf der Ploennies-Zeichnung von Schloss Burg nicht mehr zu sehen. Die Größe der Bögen lässt weder auf Fenster noch auf Portale schließen; denn diese sind in der Romanik wesentlich kleiner ausgeführt worden. Die Annahme Killings, der zurückgehend auf den Bericht Rudolf Roths erwähnt,⁶⁴ dass sich hier ein oberer Zugang in die Kirche befunden haben soll, bestätigt sich dadurch nicht. Eine Tür, die man über eine Brücke vom Pfarrhaus erreichen konnte, ist nicht möglich, da das Pultdach der unteren Mauerverstärkung viel zu weit hinaufreicht. Auch die Vorstellung, die Bögen könnten als Emporenöffnungen zum Kircheninneren gedient haben, führt ins Leere. Dafür hätte ein westlicher Anbau vorhanden sein müssen, der nicht nur optisch schwer vorstellbar ist, sondern auch der üblichen Bauweise der Hospitalbrüder widersprochen hätte. Entscheidend ist aber, dass die Bögen für eine Durchgängigkeit zum Kirchenraum viel zu hoch in die Wand gesetzt worden sind.

Die Verfasser sehen hier zwei ursprünglich freiliegende romanische Blendbögen, die die Wand verstärkend architektonisch aufgliederten. Die Westseite war mit dem Hauptportal auch die Schauseite des sonst sehr schlichten Kirchengebäudes, dem damit ein repräsentatives Aussehen verliehen wurde. Dabei ist es durchaus möglich, dass sich in jedem der beiden Blendbogenflächen ein Rundbogenfenster befand.⁶⁵ Dazu berichtet Rudolf Roth, bei der Erneuerung des Innenputzes seien oben an der inneren Westwand zwei *Rundbogentüröffnungen* sichtbar geworden.⁶⁶ Was man 1909 als Türen annahm, waren nach Meinung der Verfasser aber ehemalige Fensteröffnungen nach Westen.



Abb. 17: Schloss Burg, Westgiebel der Martinuskirche um 1960.
Im romanischen Mauerwerk sind oben rechts ein ehemaliger Zugang und unterhalb des Balkens zwei zugesetzte Blendbögen zu erkennen, rechts ist ungleichmäßig abgearbeitetes Mauerwerk.
Aufnahme: Pfarrarchiv St. Martin

⁶⁴ Rudolf Roth, Schloss Burg an der Wupper, seine Geschichte und Entwicklung chronologisch geschildert.“ Burg an der Wupper 1922. Robert Killing, Die St. Martinuskirche in Burg a. d. Wupper, Solingen-Burg 2006, o. S.

⁶⁵ Nachweis von Fenstern an diesen Stellen durch die Abnahme eines Putzstreifens im Inneren.

⁶⁶ Rudolf Roth, a. a. O. S. 86.

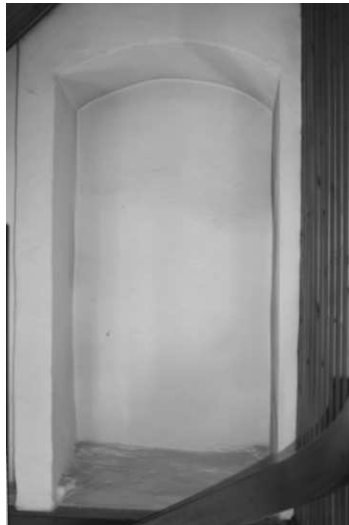


Abb. 18: Schloss Burg, St. Martinuskirche, hier der oben rechts am Westgiebel sichtbare vermauerte Durchgang, im Inneren des Westgiebels.
Aufnahme der Verfasser 2010

Mit dieser Fassadengliederung steht die Burger Johanneskirche aber nicht allein. Zum Vergleich bietet sich am Westteil der Stiftskirche in Gräfrath ähnliches Mauerwerk mit großen Rundbogenblenden und eingesetzten Fenstern an. Gräfrath erfuhr zu Beginn des 13. Jahrhunderts – also zur Bauzeit in Burg - seine Vollendung. Bemerkenswert ist, dass ähnlich wie in Burg auch in Gräfrath für das Westportal ein Türsturz in Trapezform geschaffen wurde.

Die Frage eines Anbaus an der Westseite stellt sich aber bei der rechts oben im Giebel erkennbaren vermaurerten kleineren Öffnung. Diese ist heute im Inneren als Segmentbogennische zu sehen, eine ehemalige Tür, durch die man anscheinend von außen den Dachraum erreichen konnte (Abb.18). Da die Öffnung heute 1,65 X 0,80 misst, könnte die Schwelle dieses Zugangs ursprünglich niedriger gelegen haben, was aber nur bei einer gewölbten Kirche möglich war. Zur Erbauungszeit hat man zumeist

Im Inneren der Kirche eine Treppe zum Dach vermieden, um die Einheit des Kirchenraums, wie auch das betreffende Jochgewölbe nicht zu stören. Deshalb sind seit der Spätromanik bis zur Spätgotik vielerorts schlanke runde oder achteckige Türme mit einer Spindel- oder Wendeltreppe außen an die Gebäude angebaut worden, deren unterer Eingang vom Kirchenraum aus erfolgte (Abb.22-24). Nachvollziehbar ist dies, wenn man sich die heute im Inneren der Martinskirche befindliche moderne Wendeltreppe auf der Außenseite vorstellt. Demnach stand vor der südlichen Westwand ein Treppenturm, dessen vermauerter Eingang sich im Inneren der Kirche in der Westwand noch nachweisen lassen müsste. Über die Wendeltreppe stieg man nach oben und gelangte durch die heute noch sichtbare Tür in den Dachraum. Ein in die Westwand eingegliedert Treppenturm erklärt nicht nur die geringe Wandstärke in diesem Bereich, auch die erwähnte senkrechte Abarbeitung des äußeren Mauerwerks ließe sich auf die einstige Verbindung mit einem solch schmalen hochstrebenden Anbau zurückführen. Der Treppenturm stützte die Westwand wie ein Rückgrat und nahm als Gegenpart zur Apsis die Längsschubkraft der Gewölbe auf. Vermutlich hat der stützende Bauteil die Westwand beim Beschuss 1648 zunächst vor dem Einsturz bewahrt, ist dann aber wohl selbst zerstört worden.

Der Bau eines Treppenturms machte es notwendig, das Hauptportal auf der nördlichen Seite der Westwand anzulegen. Entsprechend sind sowohl die Mittelachsen der Treppenturmzugänge im Kirchenraum wie am Dachboden, als auch die Mittelachse des ehemaligen Portals 2,20 m von der Mitte der Kirche angelegt worden. Es waren nicht nur ausgeglichene Proportionen auf der Westschauseite zu schaffen, sondern auch die Architektur der Kirchenhalle machte einen seitlich versetzten Zugang er-

forderlich.⁶⁷ Erst nach dem Wiederaufbau zur einfachen Saalkirche und dem Bau der unteren Westwandverstärkung schloss man diesen Zugang und gestaltete ihn anfangs zu einer Nische für das Taufbecken um, während ein neues Portal mittig eingebrochen wurde. Seine Rundrahmung aus Tuffstein fasst einen Türsturz aus Trachyt ein, der zweifellos versetzt worden ist (Abb.11). Ein zweiter Sturz soll im Boden vor der Türschwelle verlegt worden sein.⁶⁸

Ein weiteres, bisher nicht beachtetes Indiz für die mittelalterliche Westwand findet sich auf der Innenseite des Giebels auf dem Dachboden. Der Innengiebel zeigt eine waagerechte und zwei seitlich befindliche senkrechte Nuten zur Aufnahme des Balkenwerks vom früheren Dachstuhl. Der Giebel befand sich nicht wie heute unter der Dachhaut, sondern stand ehemals mit der Mauerkrone frei. Bei dieser romanischen Bauweise wird das Dachwerk innen am Giebel verankert, um vom Winddruck nicht verschoben und an der Anschlusskehle undicht zu werden. Aus den Nuten innerhalb der Giebelsmauer lässt sich auch das Gebinde des mittelalterlichen Dachstuhls ablesen. Im Gegensatz zum heutigen Hängewerk für die freitragende Balkendecke des Kirchenschiffs fehlte im romanischen Dach die mittlere Hängesäule. Die große Nut in der Mitte des Giebels zur Aufnahme der Hängesäule mit den beiden Kopfbändern ist erst später aus der Wand herausgestemmt worden. Ein Hinweis, dass ehemals wohl keine Balkendecke im Kirchenschiff vorhanden war.

Apsis und Ostwand (Abb.19)

Im Gegensatz zum Westgiebel sind unter dem Dach auf der östlichen Giebelwand die ursprünglich erforderlichen Nuten nicht zu sehen. Der Ostgiebel ist demnach am Ende des Dreißigjährigen Krieges zerstört und in glatter Form wiederaufgebaut worden. Dabei ist im unteren Bereich des Giebels eine niedrige Öffnung als Zugang zum ehemaligen Dachraum der Apsis gelassen worden. Damals war die dreiseitige Apsis noch mit einem Kegel- oder Zeltdach versehen. Die dritte Fotografie, aus nordöstlicher Richtung aufgenommen, zeigt Einzelheiten der Apsis sowie der Ostwand mit ihrer Ecke zur Nordseite im unverputzten Zustand. Auf der rechten Seite steht noch die frühere Sakristei als verschieferter Anbau mit einem Pultdach, die in Fachwerkbauweise aus dem Jahr 1801 der schlichte Nachfolger des einstigen spätgotischen Sakristeibaus aus der Zeit um 1500 war. Dieser hatte auf der abgewandten Nordseite die Beschießung überstanden; denn auf der Zeichnung von Ploennies von 1715 ist er noch zu sehen. Möglicherweise ist auf seine stützende Wirkung die Erhaltung der östlichen Umfassungsmauern des Kirchenschiffs zurückzuführen.

Die Fotografie zeigt, dass auch der nordöstliche Teil der Kirche ganz aus Tuffstein erstellt worden ist. Die an der Ecke des Kirchenschiffs aufeinander gesetzten Quader, die bereits in Höhe des Fensterbo-

⁶⁷ Dazu weiter unten zum Inneren der Kirche.

⁶⁸ Kubach / Verbeek a. a. O. S. 168.



Abb. 19: Schloss Burg, St. Martinuskirche von Nordost um 1960.
Aufnahme: Pfarrarchiv St. Martin.

gens enden, lassen noch mittelalterliches Mauerwerk erkennen. Das bestätigt uns auch das Fenster der Stirnwand; denn es gehört zu jenen Öffnungen, die nach Angaben Kubach und Verbeeks nachträglich erweitert wurden. Erkennlich ist dieses an den abgearbeiteten kurzen Bogensteinen; denn aus statischen Gründen wurde ursprünglich mit hochkant vermauerten Tuffsteinen eingewölbt.

Rein optisch trifft dies zwar auch für das einzige Fenster auf der Ostseite der Apsis zu, doch hier ist erkennbar, dass die Öffnung nach barocker Bauweise noch wesentlich breiter angelegt ist. Die einst vorhandene Verglasung ging nach Angaben Killings bei einem Bombenangriff am 4.11.1944 zu Bruch, worauf es zugemauert wurde.⁶⁹ Die äußere Apsis besteht aus einer glatten, einheitlich ansatzlosen Tuffmauerung mit Gerüstlöchern, die ebenfalls an der ehemaligen Bresche in der Südseite anzutreffen sind. Diese Kriterien weisen im Gegensatz zu Fischers Bauforschung auf einen vollständig neuen Aufbau des Altarraums hin. Wäre er – wie Fischer vermutet – noch der Romanik zuzurechnen, so hätte er als dreiseitiger Baukörper auf jeder Seite die Spuren eines ehemaligen Fensters aufweisen müssen. Die polygonale Form der Apsis geht in einen steinernen Sockel des viereckigen Turmschafts über, der dann als verschiefelter Fachwerkbau hochgeführt ist. Auffallend ist der auf den Tuffmauern der Apsis gemauerte Turmschaft aus Bruchsteinen, ein Anzeichen dafür, dass zur Zeit der Aufrichtung des Turms um 1771 Tuffmaterial in Burg nicht mehr verfügbar war.

⁶⁹ Robert Killing, Die St. Martinuskirche.



Abb. 20: Schloss Burg, St. Martinuskirche, Blick in das Apsisgewölbe des 17. Jahrhunderts
 Unten: die darin als Gewölbekonsolen eingebauten romanischen Kapitelle.
 Aufnahmen der Verfasser 2010

Die neu errichtete Apsis und die nur noch im unteren Teil vorhandenen Trachytquader an der Nordost-ecke, sowie die fehlenden Balkennuten im inneren Giebel lassen vermuten, dass auch dieser Teil der Kirche beim Vernichtungswerk 1648 erheblich beschädigt wurde. Zudem hat man beim Wiederaufbau auf die traditionell übliche, symbolhafte Dreifensterordnung für den Altar verzichtet, um nach den Vorstellungen der Barockzeit ein einziges großes Ostfenster zu realisieren. Im Inneren wurde die Apsis dagegen nach alter Vorschrift zur Gestaltung des Allerheiligsten wieder eingewölbt. Doch das Apsisgewölbe in Form eines flachen Kreuzgratgewölbes lässt vermuten, dass die Kenntnis über die ursprünglich richtige Gestaltung mit einem Halbgewölbe oder einer Kalotte, nicht mehr vorhanden war.⁷⁰ Die Maurer verarbeiteten beim Wiederaufbau vier kleinere Kapitelle zu Gewölbekonsolen (Abb. 20). Offensichtlich hatten diese romanischen Werkteile einst eine andere Funktion. Ihre Unterseiten zeigen viereckige Zapfen, die als Anschluss für einen Wanddienst gedacht waren.

Gesamtaufnahme von Nordosten (Abb.21)

⁷⁰ Schon 1618 gab es nach zeitgenössischer Aussage im Rheinland keinen erfahrenen Architekten mehr, so dass z. B. die Jesuitenkirchen in Köln vom Elsässer Christof Wamser und in Bonn 1686 vom Graubündner Jacob de Candrea errichtet wurden. Roland Günter, Kunstseiführer Rheinland, Bindlach 1988, S. 51 und 76.

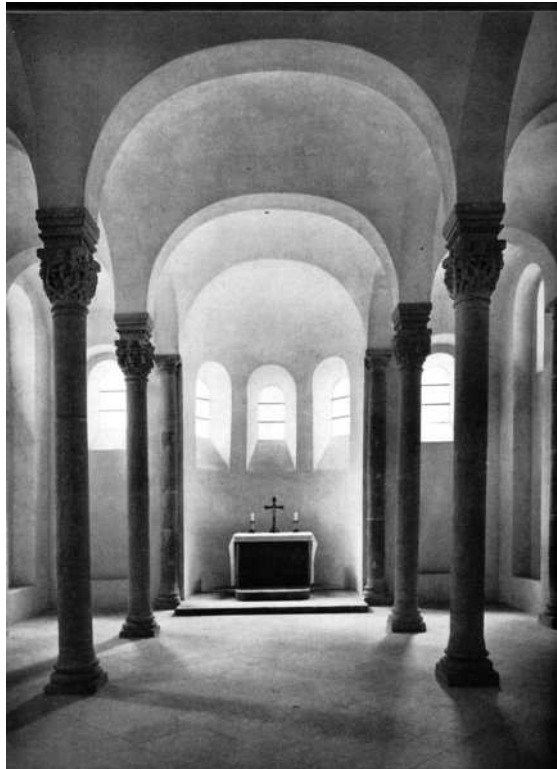
Eine weitere Fotografie von 1960 zeigt die Kirche als ganzes Objekt von Nordosten. Ihre Ansicht in hellem unverputztem Mauerwerk lässt darauf schließen, dass in Schloss Burg beide Sakralbauten des Erzbischofs Engelbert komplett aus Tuffstein gebaut waren. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird auch seine private Kapelle im Hochschloss, die 1648 ebenfalls zerstört wurde und vollständig verschwand, aus diesem relativ teuren Importmaterial gebaut worden sein. Der leichte bimsartige Stein ließ sich aufgrund seines einheitlichen Formats gut und schnell verarbeiten, eignete sich aber nicht als Sichtmauerwerk, sondern musste verputzt werden. Wahrscheinlich wurden die Bauten dann mit einer ge-



Abb. 21: Schloss Burg, St. Martinuskirche mit Pfarrhaus von Nordost.
Aufnahme: Stadtarchiv Solingen 1960

malten Quaderung phantasievoll farbig gefasst und standen als leuchtende Heiligtümer im Gegensatz zu allen anderen Teilen der mittelalterlichen Festung, die in dunklem Bruchstein errichtet waren.

Unklar bleibt zunächst, was bei der Zerstörung der Kirche im Inneren geschehen ist. Man kann davon ausgehen, dass mit den einfallenden Mauern auch die Balken des Dachwerks nachgestürzt sind, bzw. das Dach durch weitere Einschläge vollständig zerstört wurde. Damit einhergehend stürzte auch die Decke des Kirchenraums in voller Länge ein. Die heutige Dachkonstruktion ist ganz aus Nadelholz gebaut, enthält also keine mittelalterlichen Teile mehr, die zumeist aus Eichenholz erstellt waren. Im Gegensatz zur heutigen Deckengestaltung, bei der sich die Balken sichtbar aneinanderreihen, verkleidete man beim Wiederaufbau die Deckenkonstruktion mit einem barocken Spiegelgewölbe aus Holzleisten und Gipsverputz. Auf einer Innenansicht der Kirche mit dem barocken Hauptaltar und den im Stil angenäherten Seitenaltären ist diese Deckengestaltung noch zu sehen (Abb.12). Ein Spiegelgewölbe war zeitgemäß und trug zur Einheitlichkeit des barocken Kirchenraums bei, was aber später wohl nicht mehr so gesehen wurde. Leider ist es bei einer der jüngeren Sanierungen entfernt worden.



Paderborn, St. Bartholomäuskapelle am Dom, zur Zeit Bischof Meinwerks um 1017 als *operaios graecos* von istrischen bzw. byzantinischen Werkleuten errichtet. Diese kleine Hallenkirche gibt uns eine Vorstellung, unter welchem Einfluss die Johanniter 200 Jahre später ihre Kirche in Schloss Burg erbaut haben. Abbildung von 1965

Rekonstruktion der romanischen Kirche (Abb.22-25)

Die Verfasser haben das Ausmaß der Zerstörungen, bzw. die noch stehen gebliebenen mittelalterlichen Außenmauern der Kirche lokalisieren und beschreiben können. Das Kirchenschiff ist nach 1648 auf den Resten der noch stehenden Mauern wieder aufgebaut worden, wobei die ursprünglichen romanischen Raummaße nicht verändert wurden und somit erhalten blieben. Die Abmessungen sowie die beiden am alten Platz befindlichen südöstlichen Fenster des Gebäudes sind Schlüssel zur Rekonstruktion der ehemals romanischen Kirche. Hier stellt sich die Frage, ob neben den Vergleichsbeispielen von Nieder-Weisel und Ramersdorf auch die Johanniterkirche in Schloss Burg eine Gewölbedecke besessen hat, bevor sie am Ende des Dreißigjährigen Krieges zerstört wurde.

Der Kircheraum von Burg hat eine Abmessung von 8,50 m x 16,70 m, ist also innerhalb der üblichen Toleranzen doppelt so lang wie breit. Dieses Maßverhältnis erlaubt eine quadratische Einteilung der Kirchengrundfläche, die wiederum Voraussetzung für den romanischen Gewölbebau ist. Man könnte die Fläche in zwei große Gewölbejoche einteilen, wie sie in den Mittelschiffen großer romanischer Basiliken oder auch in einschiffigen Landkirchen des 12./13. Jahrhunderts in Norddeutschland und im Weserraum anzutreffen sind. Doch diese weiten Konstruktionen erforderten ein massiges Außenmauerwerk, um den sehr hohen Seitendruck der Gewölbe abzufangen. Zudem setzen bei einer einschiffigen Kirche so weit gespannte Gewölbe sehr tief an, was eine düstere und bedrückende Wirkung hervorruft. In der Burger Johanniterkirche, die der Spätromanik zuzurechnen ist, dürften die Verhältnisse kleinteiliger und damit auch wesentlich eleganter angelegt gewesen sein. Zum Vergleich weisen die Baumuster von Nieder Weisel und Ramersdorf Gewölbejoche von etwa 4 x 4 m auf. Dieses Maß lässt sich unverändert auch auf Burg übertragen; denn die Innenabmessungen von 8,50 x 16,70 m, bzw. das Verhältnis von 1:2 ergibt eine Fläche, die man in acht gleichmäßige Quadrate zu ebenfalls 4 x 4 m einteilen kann. In der Praxis entsteht dabei ein zweischiffiger Hallenraum, in dessen Mittelachse drei Säulen oder Pfeiler stehen, die jeweils vier Gewölbejoche auf beiden Seiten stützen. Die zweischiffige Einwölbung schränkt die Höhe eines kleinen Kirchenraums kaum ein und übt relativ wenig Seitendruck auf die Außenmauern aus. Entsprechend ist das Seitenmauerwerk der Johanniterkirche in Burg weniger als 100 cm stark. Nur die Ostwand ist aufgrund des großen Chorbogens mit ca. 110 cm etwas stabiler angelegt worden. Der in der Längsachse der Kirche zunehmende Schub der Gewölbe wurde im Osten von der Apsis aufgefangen, während im Westen der Treppenturm diese Stützfunktion über-

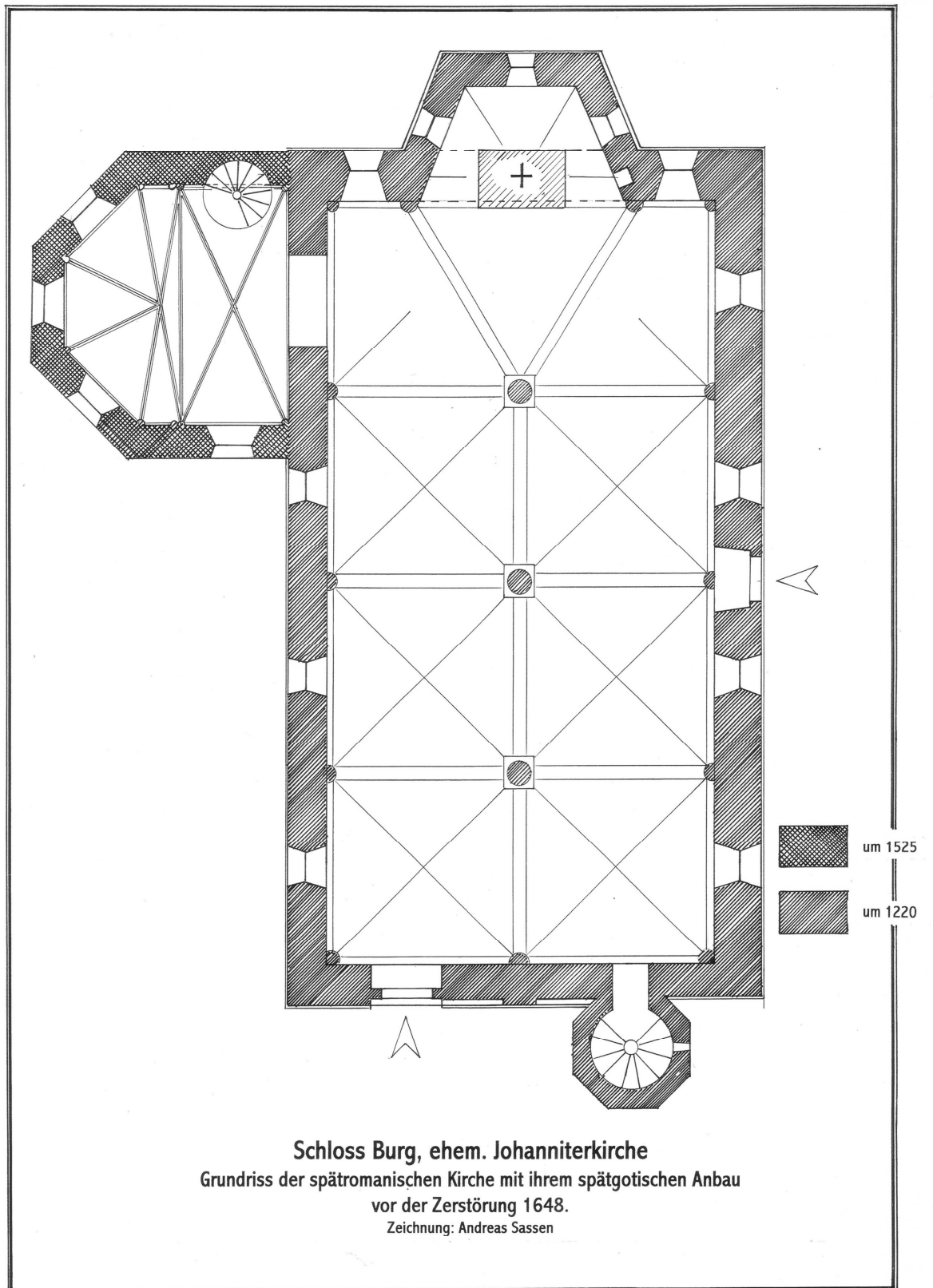


Abb.22

Tuffstein

Tuff ist ein vulkanisches Gestein, mit relativ weicher und poröser Struktur. Aufgrund seiner geringen Härte lässt sich der Stein nach der Gewinnung problemlos mit einer Säge in gleichmäßige Formate zerteilen und bei der Verarbeitung am Bau mit dem Kellenschlag zurichten. In der Eifel am Mittelrhein gewonnen und dort formatiert, wurden die Steine im Mittelalter mit Schiffen an ihre Einsatzorte bis nach Friesland und Holland gebracht, ehe ihn dort der vor Ort hergestellte Ziegelstein im 13. Jahrhundert verdrängte. Das römische und romanische Köln und so gut wie alle romanischen Sakralbauten am Rhein sind aus Tuff errichtet worden. Bemerkenswert hat sich der sonst so weiche Stein als Baustoff großer Gebäude über Jahrhunderte bestens bewährt. Natürlich entsteht auch bei ihm Zerfall durch Verwitterung, so dass die meisten Kirchen längst eine neue Außenhaut bekommen haben. Vorteilhaft sind geringes Gewicht, eine gewisse Flexibilität, der ihn trotz seiner Weichheit zähe macht und seine Atmungsfähigkeit, aufgenommene Feuchtigkeit schnell wieder an die Außenluft abzugeben. Auf dem Dachboden der Martinuskirche gibt verbliebenes Tuffmaterial Aufschluss über die Maße der an der Kirche verwendeten Steine. Die Tuffsteine sind größer als die gängigen Ziegelmaße, dagegen aber wesentlich leichter. In der Regel entsprechen sie mit ca. 30 cm Länge, 15 cm Breite und 8-9 cm Höhe dem mittelalterlichen Fußmaß: 1 Fuß lang, ½ Fuß breit und bei ihrer Vermauerung ergeben 3 mit Mörtel versetzte Schichten wiederum 1 Fuß. Die Bauleute hatten also ein leicht zu verarbeitendes Material zur Verfügung, das ihnen die Möglichkeit zu recht präzisiertem Bauen gab.

Bei dieser Gelegenheit ergibt sich natürlich auch die Frage, wie das „Importmaterial“ Tuff vom Mittelrhein nach Burg transportiert wurde. Zunächst wurden die Steine bei Neuwied auf Transportschiffe verladen und rheinabwärts bis zu den Landstellen der Bergischen Grafen gebracht. Über den Landtransport der schweren Lasten, die zumeist mit Ochsespannen durchgeführt wurden, ist bei von Mehring, Geschichte der Burgen, 9. Heft, S. 76-78⁷¹ näheres zu erfahren. Dieser schreibt:

Nach der gräflichen Residenz Burg führten früher von allen Orten viele sehr benutzte Wege, die teils noch unter den Namen Burgstraßen bekannt sind. So ging z. B. ein solcher Weg von der unteren Burg aus, der bis zur Instandstellung der Mülheim-Wermelskirchener Landstraße 1774/76 häufig befahren wurde. Er ist stellenweise noch unter dem Namen Burg- oder Kölnische Straße bekannt, bei dem Neuenkotten setzte er durch die Wupper, lief dann an Strohn vorbei und neben der Wupper heran zur Mündung des Sengbaches. Von dort ging es über Herscheid, Weidenbach, Grünscheid nach Nagelsbaum zur Hahner Straße. Dann führte der Weg bei Nonnenbruch vorbei nach Quettingen und weiter zwischen Opladen und Schaafstall auf die Landstraße. Bei Herscheid zweigte die durch das große Grünscheid nach Leichlingen führende Burgstraße ab. Der Weg war der geradeste von Burg nach Wiesdorf, das früher der Hauptsitz des Fruchthandels war und woher die Einwohner von Burg Roggen, Weizen usw. bezogen.

⁷¹ Aus der Zusammenstellung von Julius Günther, Heerwege und Verkehrsstraßen in alter Zeit, in: Die Heimat, Nr. 14, Solingen 1938. S.54.

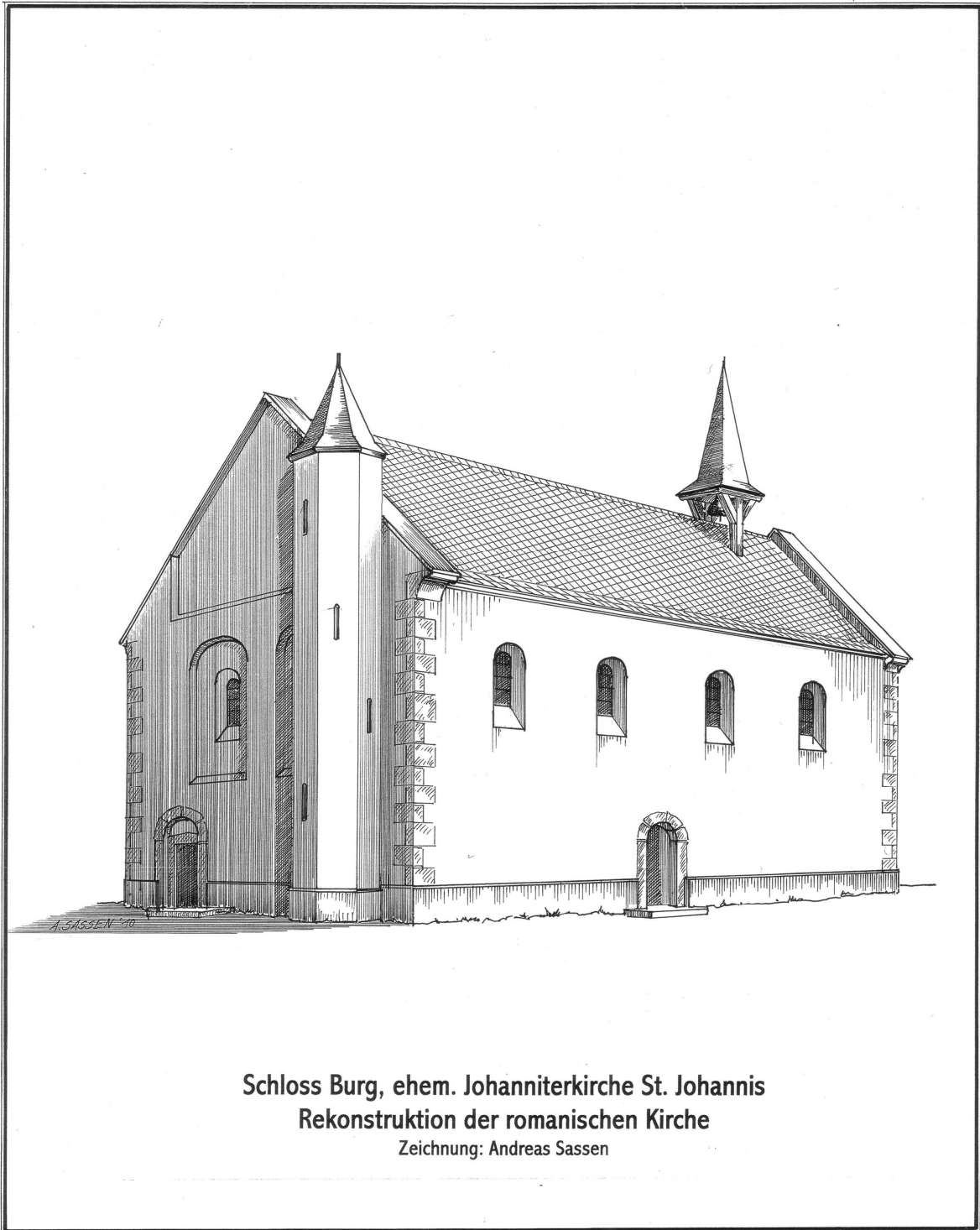


Abb. 23

nahm. Wie die Vergleichskirchen von Ramersdorf und Niederweisel zeigen, mussten diese Bauten mit der Größenordnung der Gewölbejoche von 4 X 4 m auch später nicht mit Stütz- oder Strebepfeilern gesichert werden. Der in den Mauern der Johanniterkirche fast ausschließlich verwendete Tuff- oder Bimsstein kam auch für die Gewölbe zum Einsatz. Sein geringes Gewicht, das genormte, handliche Maß und seine Saugfähigkeit machten ihn zum idealen Werkstoff für den Gewölbebau. Eine Einwölbung des Kirchenraums erfolgte erst nach der Überdachung des Gebäudes. Dabei wurden die Gurt und Scheidebögen zwischen den einzelnen Jochen auf Lehrbögen gesetzt und dann in freier Aufmauerung die Gewölbekappen eingezogen. Die Saugfähigkeit des leichten Tuffmaterials erleichterte ein rasches Ansetzen der Steine zur gekrümmten Kappenform.⁷²

Die problemlose Einfügung eines zweischiffigen Gewölbesystems in die Burger Johanniterkirche wird von verbliebenen romanischen Strukturen bestätigt. So stammen die beiden erwähnten östlichen Fenster in der Südwand der Kirche noch aus dem Ursprungsbau. Trotz Vergrößerung beim Wiederaufbau behielten sie ihre Plätze aus romanischer Zeit⁷³ und stehen nun bei der Rekonstruktion genau unter dem Scheitel der Schildbögen. Wie einst geplant, spenden sie ihr Licht den beiden südöstlichen Gewölbejochen. Führt man die Regel ihrer Abstände nach Westen fort, so ergibt sich eine genaue Einteilung für zwei weitere Fenster, so dass sich demnach vier Fensterachsen auf der Südseite befanden. Da die romanischen Kirchen in vollendeter Art symmetrisch ausgeführt wurden, sind auf der Nordseite ebenfalls vier Fenster für die vier hintereinander folgenden Gewölbejoche anzunehmen.

Ein weiteres Indiz für die Zweischiffigkeit der Kirche ist das ursprünglich auf der nördlichen Westwand gelegene Hauptportal. Die Vorstellungsrekonstruktion vom Blick nach Osten in das Kirchenschiff zeigt, wie seine seitliche Stellung dem Eintretenden nicht nur einen unverstellten Blick bis zum Altar gewährte, sondern bringt auch die bei einer Hallenkirche gewollte Schrägansicht durch die Säulen zur Geltung (Abb.25). Das ebenfalls bereits erwähnte Rundbogenportal in der Mitte der Südwand befindet sich in der Rekonstruktion zwischen dem 2. und 3. Fenster.

In die einstige Einwölbung fügt sich auch der Apsisbogen, der im heutigen Kirchensaal optisch verhältnismäßig niedrig erscheint. Er stammt aber wahrscheinlich aus der romanischen Erbauungszeit; denn seine Höhe entsprach dem System der gesamten Gurt- und Scheidebögen zwischen den einzelnen Gewölbejochen. Die verbleibende Höhe bis zum Balkenwerk des Dachstuhls wurde einst von den Gewölbekuppeln eingenommen. Da die in der Flucht der Stützen verlaufende mittlere Scheidebogenlinie nicht über dem Apsisbogen enden konnte, musste sie zwischen den beiden östlichen Jochen geteilt und zu den Seiten des Apsisbogens übergeführt werden. Diese Bautechnik, die um 1200 problemlos beherrscht wurde, ist auch an anderen spätromanischen Kirchen im Rheinland oder in Westfalen wiederzufinden.⁷⁴

Die vorhandene dreiseitige, also polygonale Apsis fällt aus dem in der Romanik üblichen Bauschema heraus; denn sowohl Ramersdorf als auch Niederweisel weisen halbrunde Apsiden auf. Die Burger Apsis ist aber wohl ursprünglich, da vorhandene Grundmauern wieder verwendet werden konnten. Außerdem sind in den Apsisbogen auf der Nordseite der Sakramentsschrank und gegenüber eine Nische eingelassen, beides Teile aus vorbarocker Zeit. Erwähnenswert ist dabei auch die zeitgleich erbaute Markuskapelle in Altenberg, die ebenfalls mit einer polygonalen Apsis versehen worden ist. Zur Vervollständigung des ursprünglichen Kirchenraums befand sich in der Apsis aber statt des flachen Kreuzgratgewölbes ein unterteiltes steigendes Halbgewölbe. Auch das große Ostfenster der Apsis entspricht nicht den gebräuchlichen Formen der Romanik. Anderen Beispielen zufolge wurde jede Seite des Apsispolygons von einem schmalen hohen Fenster durchbrochen. Damit wäre die in der Romanik übliche Dreifenstergruppe, die Dreieinigkeitsgottes im Allerheiligsten symbolisierend, auch in Burg gegeben gewesen. Zudem bekam der Altar durch die Stellung der drei Fenster die ihm gebührende Ausleuchtung als Mittelpunkt des Kirchenraums.

⁷² Beim Wiederaufleben der mittelalterlichen Baukünste im 19. Jahrhundert, sind sehr viele Gewölbe in den Kirchen mit Tuff- bzw. Bimssteinen ausgeführt worden.

⁷³ Kubach / Verbeek weisen erstmals darauf hin, a. a. O. S. 168

⁷⁴ Zum Vergleich die zeitgleich erbaute Matthiaskapelle der Burg Kobern, oder die Nikolaikapelle in Soest.

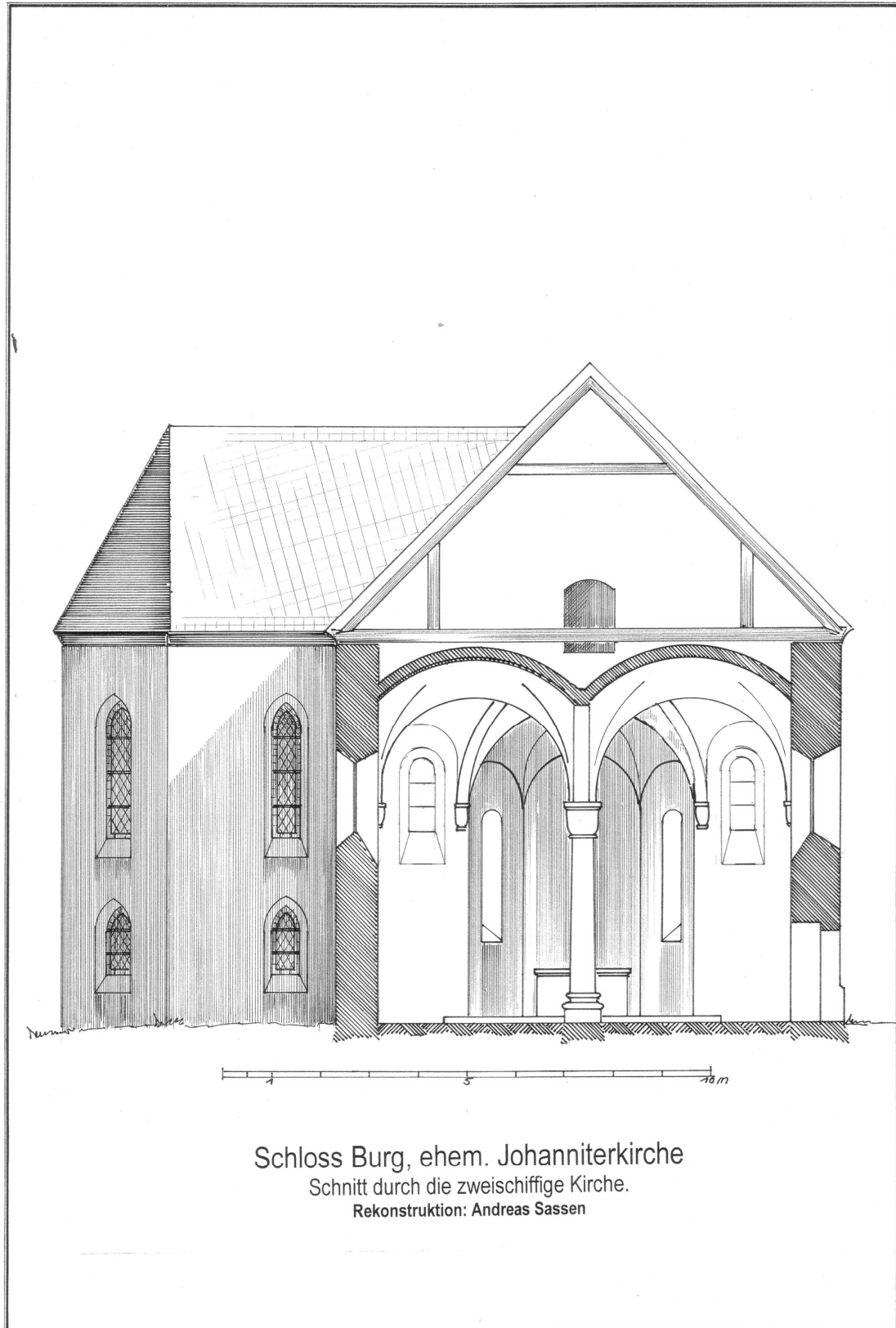


Abb. 24

Neben dieser Erklärung zur ursprünglichen Gestaltung der Burger Johanniterkirche ergänzen die Verfasser mit maßstabgerechten Zeichnungen und Ansichtsskizzen des Außenbaus und Innenraums ihre

Vorstellung von einer gewölbten spätromanischen Kirche (Abb.22-27). In den heute vorhandenen Kirchenraum mit seinen noch ursprünglichen mittelalterlichen Abmessungen ist ein Gewölbesystem rekonstruiert, das zu einem zweischiffigen Kirchenraum führt. Mit dieser Zweischiffigkeit steht die Burger Kirche um 1220 im rheinisch-bergischen Raum zwar allein, doch sie ist auch ohnehin ein Einzelstück in der Region. Der zweischiffige Raum ist in den Ordensbauten der Kreuzritter sehr häufig anzutreffen. Beginnend in den Johanniterpalästen von Rhodos, Kos und Malta, begegnet er in den Räumen der weitläufigen Marienburg / Ostpreußen sowie in der Georgskapelle in Riga / Lettland. Die Bauweise ist aber keine Eigenheit der Johanniter, sondern findet sich bereits 1135 im Kreuzgang von Königslutter, in Kapitelsälen, Dormitorien und Refektorien verschiedener Zisterzienserklöster (Eberbach, Maulbronn, Walkenried). Nach dem Vorbild der um 1200 errichteten Nikolaikapelle in Soest, ist Zweischiffigkeit oftmals ein Merkmal kleinerer Kirchen im Siedlungsgebiet der Ostsee, ist sehr zahlreich auf Gotland ausgeführt worden und findet sich an der ältesten Kirche des Baltikums in Uexküll/Lettland.

Im Rheinland fand die Zweischiffigkeit erst in der Gotik nach 1400 wieder Verbreitung. Wiederum war es die Klosterkirche von Gräfrath, die als ehemals romanische Basilika während des Höhepunktes der Katharinenwallfahrt einen Umbau zu einer zweischiffigen gotischen Hallenkirche erfuhr. Die zweischiffige Klosterkirche Bornhofen am Rhein wurde 1434 geweiht. In Düsseldorf gründete Herzog Gerhard 1443 das Kreuzherrenkloster mit einer zweischiffigen Kirche. Auch im Köln-Jülicher Umland sind mehrere zweischiffige Kirchen aus dem 15. Jahrhundert erhalten.

Wäre uns die Burger Ordenskirche in ihrer ursprünglichen Form erhalten geblieben, könnte man sie wahrscheinlich zusammenfassend so beschreiben:

- Die einstige Johanniterkirche Sankt Johann Baptist und heutige katholische Pfarrkirche St. Martin im äußeren Bering von Schloss Burg, ist eine spätromanische zweischiffige Hallenkirche von höchster baulicher Prägnanz und Durchsichtigkeit. Drei schlanke Säulen mit Schaftringen stützen ein System gebuster, kuppeliger Gewölbe über schmale in die Gewölbesubstanz eingeschmolzene Gurtbögen. Die einzelnen Joche sind nach vorhandenem Maßverhältnis des Raumes durchgehend quadratisch angelegt und passen sich im Osten durch einen geteilten Gurtbogen den Gegebenheiten des zentralen Apsisbogens an. Die Apsis wird aus einem dreiseitigen Raum gebildet, der ohne vorgelegten Chorraum den Altar beherbergt. Während im Altarraum drei hohe, schmale Rundbogenfenster die Bedeutung des Altars hervorheben, geben kleine, hoch sitzende Fenster in beiden Kirchenschiffen von allen Seiten ein gleichmäßiges, feierliches Licht. Die zahlreichen hohen Kuppeln zeigen Charaktereigenschaften aus der byzantinischen Zisternen-Baukunst, ebenso entstanden die beiden Augenfenster in der Stirnwand nach ostchristlichen Vorbildern, Bauformen die vermutlich durch die Kreuzzüge vermittelt worden sind. In gewisser Weise erinnert der Kirchenraum an die Bartholomäuskapelle am Dom zu Paderborn, die bereits 200 Jahre früher – um 1017 - von byzantinischen Werkleuten errichtet worden war. Sehr ähnlich ist in Burg eine schlichte luftige Halle nach der Philosophie der Johanniter erbaut worden, um Gottesdienstraum, Taufkirche und gleichzeitig ein Ort zur Genesung Kranker und Verwundeter zu sein. Wie das ältere Beispiel in Paderborn besitzt auch die Burger Johanniterkirche trotz geringer Größe eine besondere Akustik. Es ist die Form der gebusten leichten Gewölbeschalen aus Tuff, sie schwingen bei leisester Musik und Gesang und halten den Ton wie ein Geigenkörper. Vermutlich gab es eine Wechselwirkung von der Baugestaltung zum Gregorianischen Chorgesang, um den Raumklang in den Heilungsprozess einzubringen. Wie bei der Klangschale ist eine solche Musiktherapie geeignet, die gesamte seelische und körperliche Verfassung eines kranken oder verwundeten Menschen positiv zu beeinflussen. -

Doch nicht nur akustische Reize, sondern auch positive optische Eindrücke sollten den Genesenden erfreuen. Man darf davon ausgehen, dass die Burger Johanniterkirche neben der äußerlichen Quaderbemalung auch im Inneren eine farbige Gestaltung erhalten hat. So war auch die spätromanische Ramersdorfer Deutschordenskapelle seit ihrer Entstehungszeit vollständig ausgemalt.⁷⁵ Die gezeichneten Überlieferungen sind ein Zeugnis für eine außerordentlich phantasievolle Kunst, die sich besonders in den Gewölbekuppeln zeigte, deren Anblick für die liegenden Patienten als ein Teil der Heilungsthera-

⁷⁵ Vor der Versetzung der Kapelle 1846-47 nach Bonn, beauftragte J.C. v. Lassaulx den Maler Christian Hohe mit genauen Farbbildern der damals weitgehend erhaltenen Wandmalereien, sie sind beim Rheinischen Denkmalamt archiviert. Freundlicher Hinweis von Frau Dr. Irmingard Achter in Bonn.

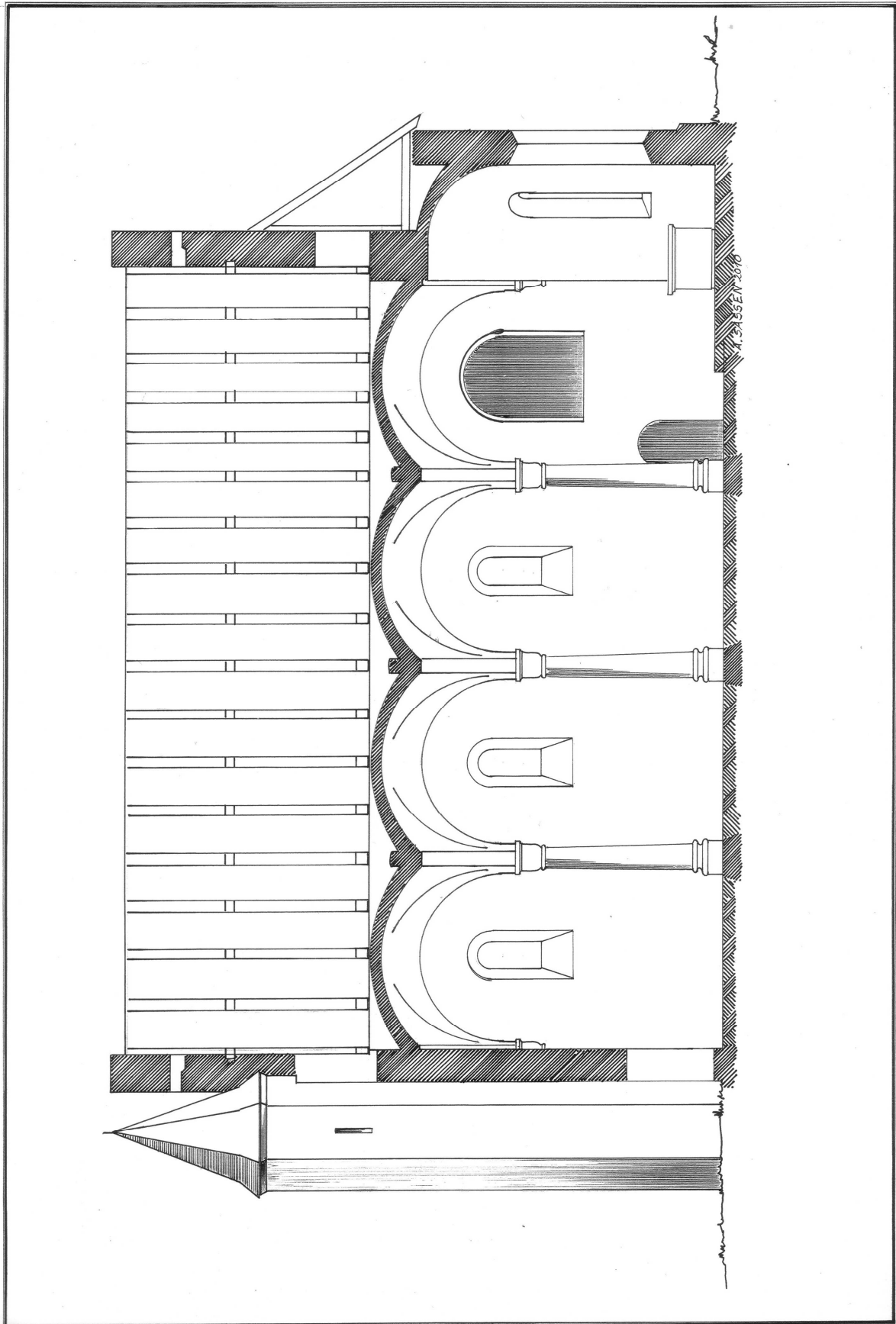


Abb. 25: Schloss Burg ehem. Johanniterkirche, Längsschnitt.
Rekonstruktionszeichnung der Verfasser 2011



Abb. 26: Schloss Burg, ehem. Johanniterkirche, Inneres nach Osten als Netz.
Rekonstruktion der Verfasser 2011



Abb. 27: Schloss Burg, ehem. Johanniterkirche, Blick ins Innere nach Osten.
Rekonstruktionsvorstellung der Verfasser 2011

pie gedacht war. Ein noch näher liegender Vergleich ist mit der ehemaligen Johanniterkirche in Marienhagen bei Wiehl möglich, die als nahezu unveränderter Baukörper erhalten geblieben ist. Die um 1310 entstandene frühgotische Kirche ist ähnlich der Burger Kirche ein reiner schlichter Putzbau, der aber bei seiner Fertigstellung eine farbige Bemalung erhielt. Von dieser frühen Ausmalung sind in der Apsis bemerkenswerte Reste erhalten, die ein sehr genaues Bild über die damals übliche Raumbemalung eines sakralen Gebäudes vermitteln. Große Teile der Wandfläche zeigen eine figürliche Malerei, wie wir sie aus der Buchmalerei der Manesseschen Liederhandschrift kennen. Sie weist mit noch statuierender Haltung der Figuren auf eine frühere Stufe als die Chorschrankenmalerei im Kölner Dom. Zu der figürlichen Darstellung tritt eine ebenso hervorragende ornamentale Malerei mit Blattwerk- und Palmettenfriesen, die noch tiefe Wesenszüge der romanischen Kunst aufweist. Verena Kessel, die sich mit der Malerei in den Oberbergischen Bunten Kirchen eingehend befasst hat, nennt die Malerei in Marienhagen trotz ihres rudimentären Zustandes von exquisiter, hoher Qualität, hinter der das Können eines außerordentlich fähigen Künstlers steht. *„Sowohl das theologisch anspruchsvolle Programm als auch die Qualität der Wandmalerei lassen wieder die Johanniter als Auftraggeber erkennen. Sie dürften auf Grund der Kölner Niederlassungen ihres Ordens in der Domstadt einen Künstler gefunden haben, der in Marienhagen Wandmalereien schuf, die keinen Vergleich mit Köln zu scheuen brauchen.“*⁷⁶

Wenn wir schon in einer untergeordneten Ordensniederlassung wie Marienhagen eine ehemals so bedeutende künstlerische Ausgestaltung der Kirche vorfinden, wie mag dann das Gotteshaus der Johanniter in der Residenz Schloss Burg dekoriert gewesen sein. Aufgrund der Verwendung von Tuffstein war auch diese Kirche ein reiner Putzbau, dessen Architektur nur durch eine Bemalung akzentuiert werden konnte. Da in der Romanik der Bau und seine künstlerische Gestaltung auf lange Lebensdauer ausgerichtet war, wird die Malerei ähnlich wie in der Apsis von Marienhagen a fresco – also auf den frischen Putz aufgetragen worden sein. Somit war die Johanneskirche der Johanniterkommende in Burg nicht nur ein architektonisches Juwel, sondern wird auch durch eine hochwertige figürliche und ornamentale Bemalung hervorgetreten sein. Die Zerstörung 1648 ließ alles mit einem Schlag untergehen. Sollte von der Farbfassung etwas übrig geblieben gewesen sein, so wird man es 1909 beim Abschlagen des Innenputzes beseitigt haben.

Der spätgotische Sakristeianbau

Die ideale spätromanische Gestalt der ursprünglichen Lazarettkirche der Johanniter ist im Laufe der Zeit verändert worden. Oftmals nahm man in der Baugeschichte der Kirchen Eingriffe mit wenig Rücksicht auf Vorhandenes vor, wobei zumeist größere Fenster für mehr Licht im Kirchenraum eingebrochen wurden. Ob solche Maßnahmen schon früh an der Johanniterkirche durchgeführt wurden, lässt sich nicht mehr nachweisen. Vermutlich geschah dies erst beim Wiederaufbau nach 1648. Lange vor dieser Zeit entstand an der Nordseite der Kirche aber ein Seitentrakt, über dessen Zweck vielfach gerätselt wurde. Dieser Anbau, auf der Zeichnung des Geometers und Architekten Ploennies im Jahr 1715 von Schloss Burg erkennbar (Abb.1 und 28), ist leider schon 1801 abgebrochen worden, doch muss er eine hervortretende Bedeutung gehabt haben. Da er mit seinem polygonalen Schluss spätgotische Züge trägt, könnte er auf die Bauaktivitäten von Herzog Wilhelm II. um 1485 zurückzuführen sein.⁷⁷

Aus diesem Jahr sind Baurechnungen erhalten, die in der Dokumentensammlung Bernhard Vollmers auszugsweise wiedergegeben sind. Vermutlich handelt es sich um umfangreiche Arbeiten; denn allein die am 17. Februar 1486 von dem Landrentmeister Hermann von Hammerstein ausgefertigte Baurechnung umfasst 36 Seiten. Zu dieser Zeit bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts sind vermutlich verschiedene Veränderungen an Schloss Burg durchgeführt worden. Um Hofstaat und den zahlreichen Gästen mehr Platz zu bieten, wurde der Palas auf Schloss Burg nach Süden erweitert, die Schlossküche neuen Erfordernissen angepasst und die spätgotischen Fachwerkaufbauten am Palas errichtet. Auch der verspielt wirkende Anbau an der Johanniterkirche entspricht dem Geschmack dieser Zeit, dem Schloss Burg die charakteristische Dachlandschaft verdankt, die später von Ploennies dokumentiert wurde.

⁷⁶ Verena Kessel, a. a. O. S. 62.

⁷⁷ St.A. Düsseldorf: Jülich-Berg I Nr. 1322 und Nr. 1349.

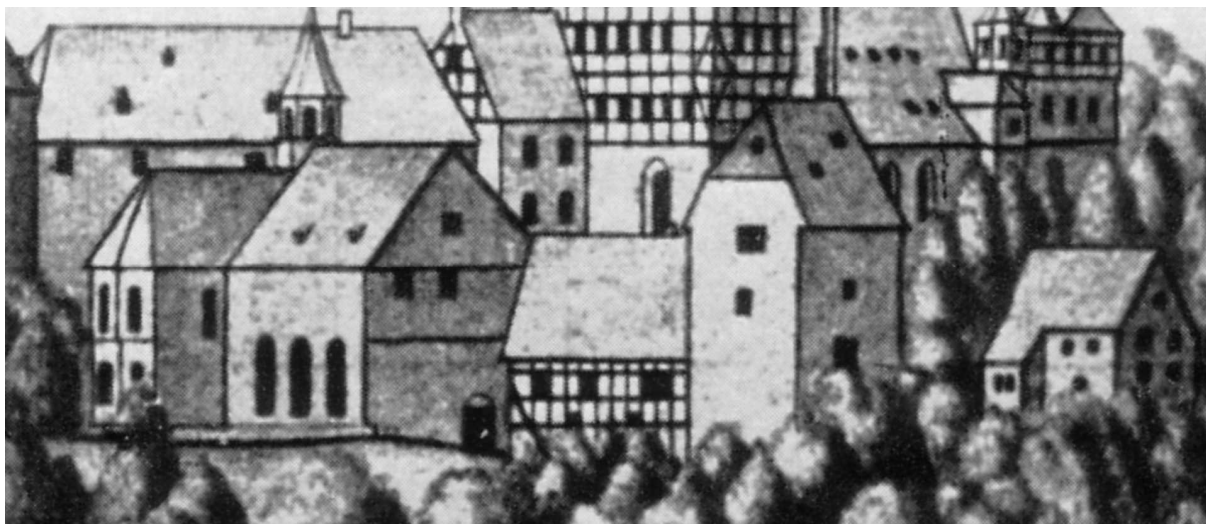


Abb. 28: Schloss Burg, der vor dem Hochschloss liegende Bereich der Johanniterkommende mit Kirche, Komturhaus, Torturm und Nebengebäude.
Detail der Zeichnung von Ploennies 1715

Spätestens wird die Erweiterung der Kirche während der Regierungszeit von Johann III. dem Friedfertigen (1511-1539) geschehen sein. In Glaubensfragen stand der Herzog der sich entwickelnden Reformation offen gegenüber, doch seine Gattin Maria von Jülich Berg beharrte streng auf die katholische Lehre. Das Herzogspaar, das 1496 im kindlichen Alter auf Schloss Burg verlobt worden war, nutzte die alte Residenz mehrfach als Jagdschloss.

Über den Zweck des Anbaus berichtet Roth, dass im Untergeschoss über Jahrhunderte die Sakristei untergebracht war und das Obergeschoss als Krankenstation diente. Bei dem vorhandenen architektonischen Aufwand ist es durchaus möglich, dass das Obergeschoss des Traktes wohl ursprünglich als Kirchenloge oder Oratorium des Herzogs von Berg, bzw. des adligen Gefolges gedient hat. Dies entspricht der Gewohnheit, seit dem 16. Jahrhundert, besonders aber zur Zeit der Renaissance, seitlich in vielen Kirchen mehr oder weniger geschlossene Logen oder Prieche einzurichten.⁷⁸ Sie dienten dem Adel beim Besuch des Gottesdienstes als äußeres Zeichen seines höheren Standes und als Abgrenzung zu den übrigen Kirchenbesuchern.



Prinzessin Sibylla von Cleve-Berg als Braut.
Holzschnitt von Lukas Cranach.
Abb. 29: Prinzessin Sibylla von Cleve-Berg, von Lukas Cranach 1526
Abb. aus Roth, Schloss Burg 1922

⁷⁸ Die Bezeichnung „Prieche“ ist besonders in Norddeutschland für eine Loge in der Kirche gebräuchlich

Der Bau eines Oratoriums oder Loge könnte zurzeit der Herzöge Wilhelm und Johann Sinn machen; denn für ihre Gesellschaften war neben Jagd und Fest der Kirchgang noch selbstverständlich. In der Pankratiuskapelle des Hochschlusses war für zahlreiche Besucher kein ausreichender Raum und eine Erweiterung wird nicht möglich gewesen sein. Dieser Bau ließ sich in seiner abgeschlossenen Struktur als Burgkapelle nicht verändern oder erweitern.⁷⁹ Man wird also bei den großen Jagden und Festlichkeiten auf Schloss Burg die Johanniter- und Pfarrkirche zur Feier der hl. Messe aufgesucht haben. Dem Herzog und seiner Familie stand dabei der Anbau mit seiner Herrscherloge zur Verfügung. Da die Jagden und Feste aber nur zu bestimmten Zeiten stattfanden, konnte dieses Oratorium ansonsten als Krankensaal mit verschließbarer Verbindung zum Gottesdienstraum genutzt werden.

Obwohl Schloss Burg zu dieser Zeit schon viel von seiner Bedeutung verloren hatte, war der Ort noch immer die alte Residenz mit großer Tradition. Nicht zuletzt aus diesem Grund wird man hier am 25. November 1496 den Erbvertrag zur Klever Union in Anwesenheit hoher Würdenträger geschlossen haben. Die damit verbundene Verlobung der beiden Fürstenkinder Maria von Jülich Berg und Johann von Kleve sollte als Symbol einer dauerhaften Verbindung geschehen. Bei der großen Bedeutung für die beiden Herzogtümer ist die Zeremonie wahrscheinlich mit einer heiligen Messe umrahmt und das Versprechen der beiden Kinder vom Kölner Erzbischof in der Johanniterkirche gesegnet worden. Und noch ein weiteres Ereignis in der Familie des Landesherrn fand sicherlich in der Johanniterkirche statt. Im Jahr 1526 lud die herzogliche Familie noch einmal zahlreiche Gäste nach Schloss Burg ein, um in der alten Residenz die Hochzeit ihrer Tochter Sybille (Abb.29) mit Johann Friedrich von Sachsen groß zu feiern. Die festliche Trauung des Brautpaares wird wahrscheinlich auch hier vor dem Kölner Erzbischof unter großer Anteilnahme des Adels in der Johanniterkirche vollzogen worden sein.

Die Baumeister Fischer und Arntz haben auf ihren Plänen von Schloss Burg an der Johanniterkirche den Grundriss des mehrseitigen nördlichen Anbaus eingezeichnet (Abb.3). Anscheinend sind bei Grabungen Mauerreste gefunden und vermessen worden, die sich unmittelbar an das nordöstliche Gewölbejoch anschlossen. Danach bestand der Anbau aus einem Raum von etwa 4 X 5 m im Quadrat, dem ein dreiseitiger apsisartiger Abschluss nach Norden angefügt war. Fischer sah bei der Rekonstruktion des Grundrisses ein Fenster nach Westen und jeweils eines in den Seiten des Polygons. Er folgte dabei dem Zeichner Ploennies, der auf seiner Abbildung die Fensterachsen übereinander anordnet und den Anbau damit zweistöckig wiedergibt. Ein polygonaler Abschluss dieses Gebäudes machte aber nur mit einer entsprechenden Innenarchitektur Sinn. Die apsisartige Form lässt auf eine Einwölbung des oberen Saales schließen und ein Rekonstruktionsversuch der Verfasser im Stil der damaligen Zeit führt zu einem weit heruntergezogenen Rippengewölbe mit tief profilierten Kappen über dem Polygon (Abb.30). Schlanke, ebenfalls tief herabreichende Fenster gaben dem Saal gleichmäßig helles Licht und erlaubten von der Höhe einen weiten Blick in das Tal der Wupper.

Unter der wohl vielfältigen Verwendung des kleinen Saales war auch seit Beginn des 17. Jahrhunderts eine Nutzung als Schule; denn 1607 berief der Burger Priester Wilhelm Thamerich den Hitdorfer Michael Garnich als Schullehrer und Küster an die Johanniskirche.⁸⁰ Rudolf Roth bezeichnet die Schule von Oberburg über der Kirchensakristei als „*gemütliches helles Stübchen*“ in der bis 1801 unterrichtet worden ist. Dann war sie in solch baufälligem Zustand, dass sie abgerissen wurde. Die geschilderten Zerfallsanzeichen rührten mit Sicherheit noch von den Erschütterungen her, die durch die Beschießung der Kirche von 1648 herrührten. Vieles deutet auf rissige Gewölbe, deren Kappen ihre Kraftschlüssigkeit verloren hatten und ist typisch für Schäden, die durch Seitendruck auseinanderdriftender Gewölbeteile auf die Außenmauern entstehen. Nach Roth war damals die gesamte Kirche in völlig desolatem Zustand, da die Johanniter aus Interesselosigkeit über viele Jahre hin die nötigen Unterhaltungsarbeiten nicht mehr durchgeführt hatten, und die Kirchengemeinde selbst über keine Mittel verfügte.

⁷⁹ Vgl. A. Sassen / C. Sassen, „Eine Doppelkapelle Engelberts II. in Schloss Burg“, Solingen 2009. S. 79.

⁸⁰ Rudolf Roth, Die Kirche zu Burg an der Wupper, in: Schloss Burg an der Wupper, Burg 1921. S.



Abb. 30: Schloss Burg, ehem. Johanniterkirche
 Das Oratorium und späterer Schulraum im Oberstock des Sakristeianbaus
 Rekonstruktionsvorstellung der Verfasser

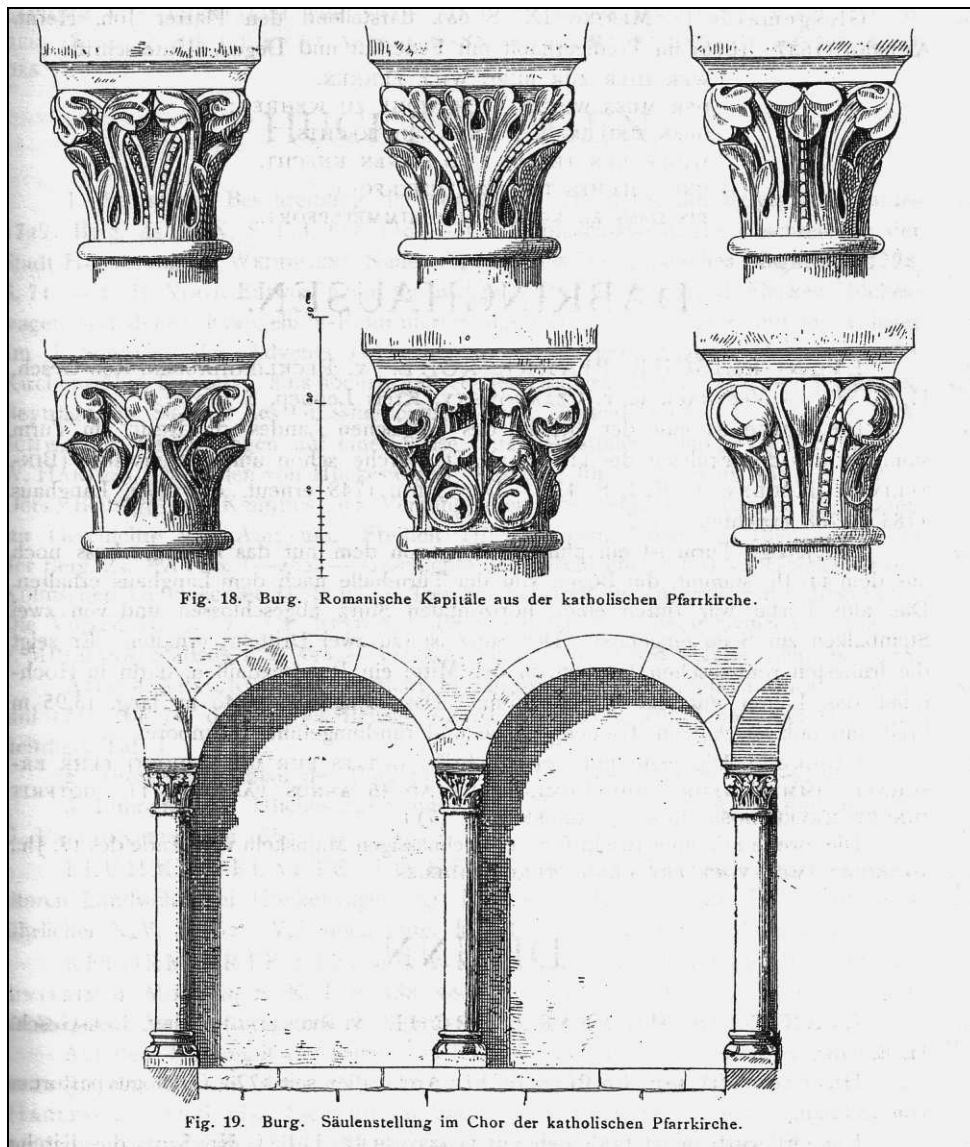


Fig. 18. Burg. Romanische Kapitäle aus der katholischen Pfarrkirche.

Fig. 19. Burg. Säulenstellung im Chor der katholischen Pfarrkirche.

Abb. 31: Schloss Burg, St. Martinuskirche.

Zeichnung von G.A. Fischer in: Clemen, Die Denkmäler der Rheinprovinz, 1894.

Der Wiederaufbau nach 1648 und die Herkunft der romanischen Säulen

Am Ende des Dreißigjährigen Krieges war die Johanniter- und Pfarrkirche zum überwiegenden Teil zerschossen und eingestürzt. Für die Johanniter, besonders aber für die Gemeinde in Oberburg eine Katastrophe, zumal zuvor jahrelang der Streit um die Besitzrechte hin und hergegangen war. Dazu kam für die Johanniter noch der Verlust der Burgkapelle, die bei der Sprengung des Bergfrieds eingestürzt war und für immer verloren ging. Der Wiederaufbau ihrer Ordenskirche erfolgte, wie es zumeist aus Kostengründen üblich ist, in den einfachsten Formen. Eine Wiederherstellung in alter gewölbter Form kam nicht mehr infrage, da die barocke Baukunst solche Räume frei gestaltete und nach Jahrzehnten des Stillstandes kaum noch ein Handwerker über Kenntnisse des Gewölbebaus verfügte.

Am stehen gebliebenen Ostteil befand sich noch der besagte Sakristeianbau, von der Nordwand des Kirchenschiffs standen 7,80 m und von der Südwand 8,70 m. Außerdem war die Westwand mit ihrem Giebel noch erhalten. Der dort anscheinend beschädigte Treppenturm wurde abgetragen und das Material mit den brauchbaren Steinen aus dem Trümmerschutt zur Wiedererrichtung der Außenmauern verwendet. Was an der Johanniskirche an Material fehlte, wurde vermutlich von der zerfallenden Pankratiuskapelle im Hochschloss herausgesucht oder abgetragen und nach hier verbracht. Es liegt

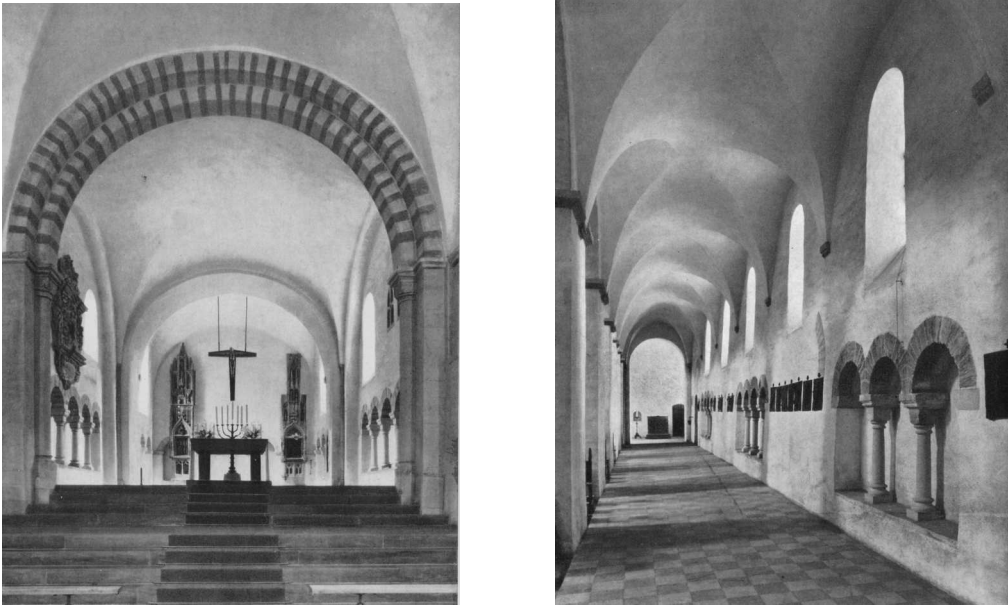


Abb. 32: Freckenhorst / Westfalen, ehem. Damenstiftskirche aus dem 12. Jh.
Beispiel einer romanischen Wandarkatur im Chor und im Süd-Seitenschiff.
Aufnahme: LWL – Amt für Denkmalpflege.

nahe, dass man in der Not der Zeit das Kirchenschiff von Ost nach West wieder aufbaute. Nach dem Bau der Apsis könnte zunächst der stehen gebliebene Ostteil mit einer Wand abschlossen (Abb. 30) und für den Gottesdienst hergerichtet worden sein, bevor man die Kirche nach Westen fertig stellte. Damals wurde in 4,75 m Entfernung parallel zur Ostwand eine lettnerartige Mauer errichtet, die einen Durchgangsbogen und darüber einen Nischenbogen zur Aufnahme einer Orgel besaß. Mit der Trennwand, die man noch vor der Säkularisation 1801/02 wieder entfernte, wurde für die Mitglieder des Johanniterordens ein gesonderter Chorraum geschaffen. Die bis heute erhaltene markante Wandarkade aus spätromanischen Säulen zierte diesen Chorraum und gab ihm ein mittelalterliches Gepräge. Die Besonderheit der kleinen Schiefersäulen liegt in der Schönheit der aus Kalksandstein gearbeiteten Blattkapitelle, deren Herkunft bislang rätselhaft war (Abb.34).

Gerhard August Fischer, der als Architekt von Schloss Burg für die Dokumentation der Denkmäler des Rheinlandes auch den Bau der Burger Kirche aufzeichnete, war wie der Landeskonservator Paul Clemen davon überzeugt, dass die Bogenreihe mit den romanischen Säulen zum ursprüngliche Bau der Johanniterkirche gehört. Beide berufen sich auf das ganz ähnliche Beispiel einer Wanddekoration in der Kapelle der Pfalz zu Nimwegen. Zweifelsfrei waren in der Romanik Wandarkaturen üblich, wie auch das Beispiel im Hochchor und den Seitenschiffen der Stiftskirche Freckenhorst in Westfalen zeigt (Abb.32). Auch die um 1220 in Kobern an der Mosel erbaute Matthiaskapelle ist in reichem Maß damit ausgestattet worden. Doch Nimwegen, Freckenhorst und Kobern dienten im gewissen Rahmen auch der Repräsentation und standen ganz im Gegensatz zum Armutsideal der Johanniter. Einen Chor mit einer aufwendigen und teuren Schmuckarkade hervorzuheben, war nicht mit ihrer ursprünglichen Anschauung vereinbar. Die Orden der Hospitalbrüder verzichteten auf eine besondere Betonung des Chorraums, deshalb ist in den ursprünglichen Johanniterkirchen eine bauliche Unterscheidung zwischen Priester und Laienraum nicht zu finden.

Die Vorstellungen vom Armutsideal der Johanniter änderten sich zwar ebenso, wie die strengen Vorschriften zur einfachen aber soliden Bauweise gelockert wurden. Diese Erscheinungen treten aber erst später auf und zeigen sich offensichtlich im Wiederaufbau der Burger Kirche nach dem Dreißigjährigen Krieg. Mit einer Mauer im Ostteil sonderten sich die Ordensleute von der übrigen Gemeinde ab und schmückten ihren Chorraum mit dem Einbau der Wandarkade. Dies geschah aber erst mehr als 450 Jahre nach der ersten Weihe der Kirche und hat mit den ursprünglichen Idealen des Ordens nichts zu tun. Die Meinung, die Fischer und Clemen 1894 in den „Bau und Kunstdenkmälern des Rheinlandes“ vertreten, ist deshalb zu überdenken.

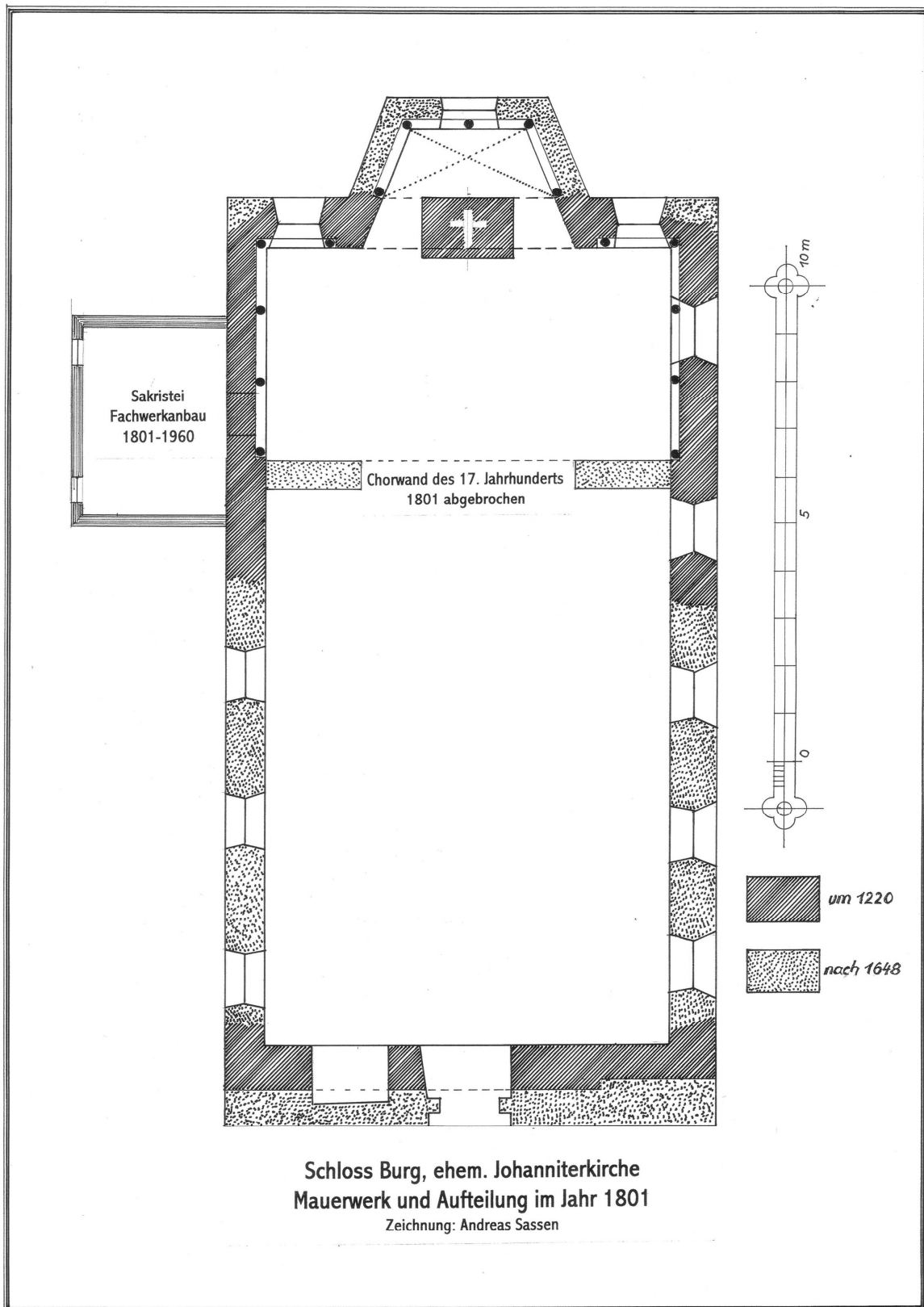


Abb. 33



Abb. 34: Schloss Burg, St. Martinuskirche, alle Kapitelle der Säulenstellung im Chor.
Aufnahmen der Verfasser 2010



Abb. 35: spätromanische Säulenkapitelle um 1220 im Vergleich:
links: Schloss Burg, rechts: Hilden, unten: Rheinkassel
Aufnahmen der Verfasser

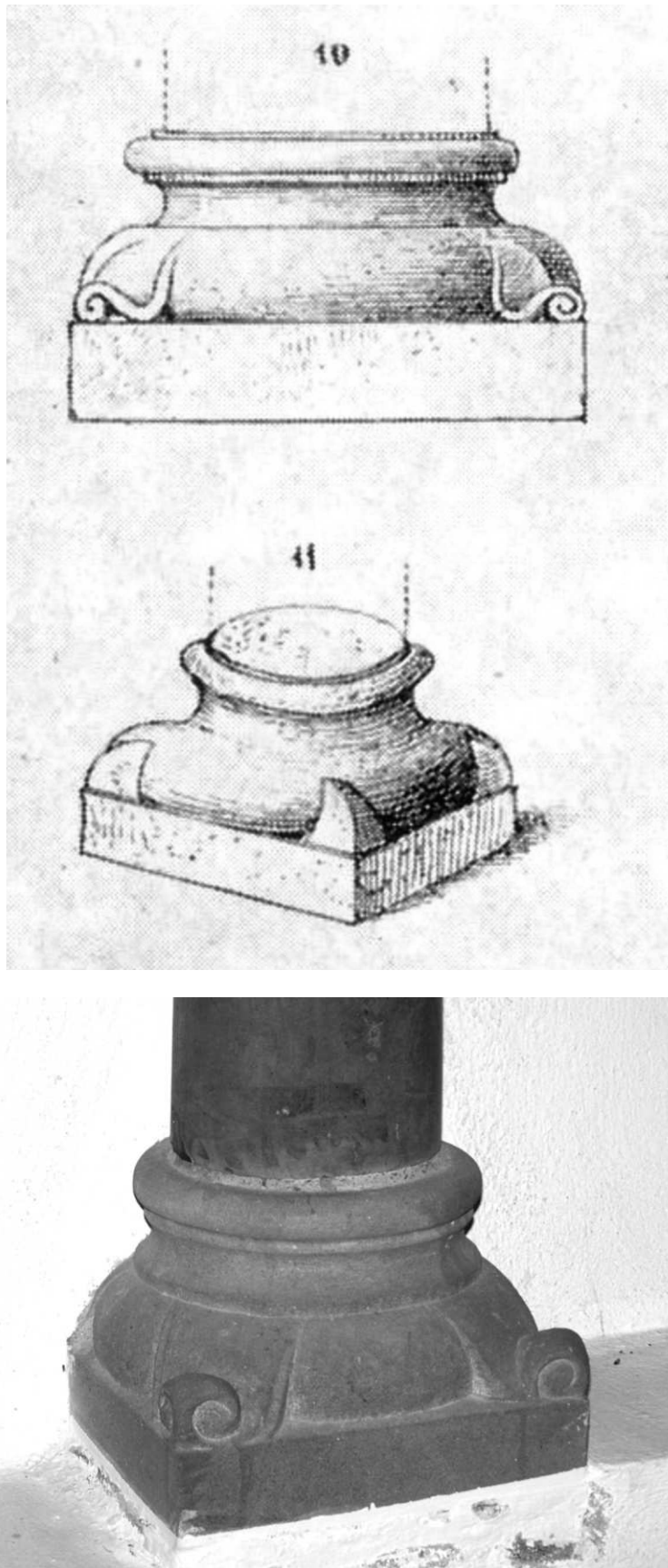


Abb. 36: Schloss Burg, Säulenbasen,
 oben: aus dem Bauschutt des Burghofs, dokumentiert von Fischer; unten: aus dem Chor der St. Martinuskirche.
 Form und gleiche Größe lassen auf die einstige Palaskapelle als gemeinsamen Herkunftsort schließen. Auch das
 Taufbecken mit seiner Eckblattzier am Mittelfuß ist in diese Gruppe zeitlich einzuordnen.

Sowohl die Recherchen der Kunsthistoriker Kubach und Verbeek für ihren Katalog der romanischen Baukunst von 1976 als auch die folgenden Veröffentlichungen von Irmgard Achter und Johannes Fahmüller verweisen dagegen auf eine wahrscheinliche Zweitverwendung der Säulen. Letztere suchen ihren Ursprung im Hochschloss von Burg. Fahmüller ging der Vermutung ihrer einstigen Verwendung an den inneren Fensterleibungen des Rittersaales nach, stieß aber auf ein notwendig größeres Maß der dortigen Begleitsäulen. Dieses bestätigt sich mit den glaubhaften Angaben Fischers; denn man hatte im Bauschutt des Palas Originalvorlagen zur Rekonstruktion der Rittersaalsäulen gefunden.

Die Kunsthistorikerin Achter näherte sich der Herkunftsfrage der rätselhaften Säulen von einer anderen Seite. Sie war in der spätromanischen Reformationskirche in Hilden (Abb.37) auf eine denkwürdige Ähnlichkeit der dortigen Emporensäulen mit den Arkadensäulen in der Johanniterkirche von Burg gestoßen. *„Die Übereinstimmung der Hildener Emporenkapitelle mit denen aus Burg ist hinsichtlich Material, Technik und Formen der Blätter und Deckplatten überraschend und weist auf die gleiche Werkstatt hin. Eine etwa gleichzeitige Entstehung ist kaum von der Hand zu weisen.“* (Abb.35)

Achter ist aber überzeugt, dass die Säulen erst im 17. Jahrhundert in die Martinskirche übertragen wurden, nachdem sie ursprünglich im Hochschloss Burg gestanden haben. Und dies hatte Erzbischof Engelbert von Berg nach der zeitgenössischen Quelle des Caesarius von Heisterbach auf eigene Kosten erbaut (*...ad novum castrum, quod ipse beatus episcopus de propriis expensis edificaverat...*).

Aufgrund der wechselseitigen Erkenntnisse Achters konnte letztlich die Entstehung der Hildener Kirche sicher dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts und somit dem Bauherrn Erzbischof Engelbert von Berg zugeordnet werden (Abb.37). Der Bau war in vielen Nachschlagewerken wesentlich später, sozusagen als Nachzügler der Romanik datiert worden.⁸¹ Da Hilden aber in Wirklichkeit eine Vorreiterrolle spielt und die früheste völlig eingewölbte Emporenkirche des Rheinlandes ist, kommt ihr zur Klärung baugeschichtlicher Verhältnisse eine hohe Bedeutung zu. Die Kirche in Hilden gehörte zum erzbischöflich-kölnischen Tafelhof, der bereits 1176 als Pfandbesitz in die Hand des Grafen Engelbert I. von Berg gekommen war. Mit seinem Sohn Engelbert II., dem natürlich daran gelegen war, den Pfandbesitz zu seinem Landbesitz zu machen, trafen hier dynastische und erzbischöfliche Interessen zusammen. Die gleiche rechtliche Stellung als Pfand nahm übrigens auch Schwelm ein, wo Engelbert ebenfalls eine Kirche gebaut hat. Das erfahren wir nebenher in der *„Vita Engelberti“* des Mönchs Caesarius von Heisterbach: *„Am Tag seiner Ermordung sei Engelbert auf dem Weg nach Schwelm gewesen, um dort eine Kirche zu weihen“*. Sie ist leider nicht mehr erhalten und auch quellenmäßig kaum zu erfassen.⁸²

Die aus ihrer Bauzeit noch fast vollkommen erhaltene Hildener Kirche besaß ursprünglich noch keine Pfarr-Rechte, sondern war eine Filiale der Pfarrei Richrath und wird im Liber valoris der Erzdiözese Köln als Capella Heilden aufgeführt. Erst 1312 wird sie als selbständige Pfarrei bezeugt. *Ihre aufwändige Bauform erklärt sich daraus, dass sie eine Eigenkirche des sehr engagierten Erzbischofs Engelbert I. war. Eine herausragende Persönlichkeit der Politik und vor allem der Kirche wie er, ließ sich eine Hofkapelle bauen, deren Baumeister wohl einer der Besten seiner Zeit war.*⁸³

Die übereinstimmende Form der Burger Säulenkapitelle mit denen in Hilden verweist auf die Zeit Engelberts und wahrscheinlich auf eine Steinmetzwerkstatt derselben Bauhütte. Vermutlich arbeitete sie unter der Leitung eines Werkmeisters, der im Auftrag Engelberts verschiedene Kirchen errichtete. Ihre Aufwändigkeit und die Ähnlichkeit zu den Kapitellen des Hildener Sakralraums weisen auf die Möglichkeit, dass sie vor ihrem Einbau in die Johanniterkirche bereits Teil eines sakralen Gebäudes gewesen sind.

Aus den geschichtlichen Gegebenheiten geht hervor, dass in Burg zu gleicher Zeit Hochschloss und Johanniterkirche entstanden sind. Mit dem Bau des Hochschlosses wurde aber auch die dazugehörige Privatkapelle errichtet. Ihr Standplatz und späterer Verfall sind erwähnt, doch wie diese Kapelle am Palas Engelberts ausgesehen hat, entzieht sich unserer Kenntnis, da sie nach der Beschädigung 1648 irgendwann spurlos verschwand. Die fast ausschließliche Verwendung von Tuffstein an der Johanni-

⁸¹ Irmgard Achter (LVR) ging wegen anderer Aufgaben der Herkunft der Burger Säulen nicht weiter nach.

⁸² Ulrike Unger, Die Reformationskirche in Hilden, in: Rom. Berge Heft 1, 1998, S. 27-33.

⁸³ Ulrike Unger, a. a. O. S. 33.

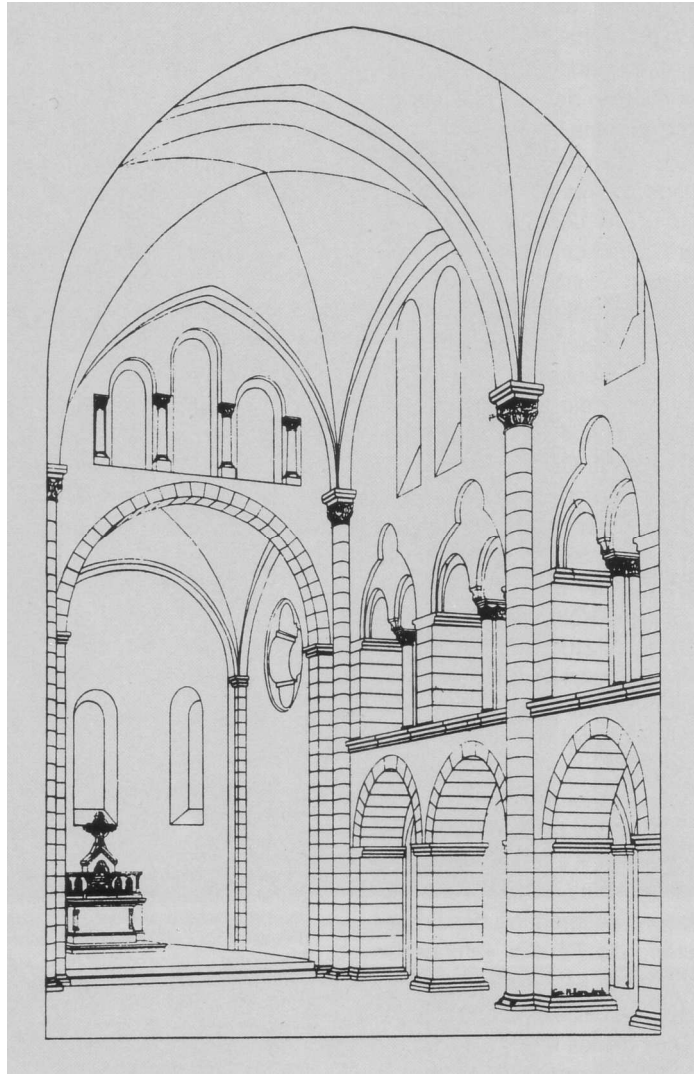


Abb. 37: Hildesheim, Reformationskirche, einst Kirche des Hofes von Erzbischof Engelbert I. um 1220
Zeichnung: signiert (?) um 1900.

terkirche und die damit verbundenen architektonischen Möglichkeiten wie eine Einwölbung, lassen auch bei der Schlosskapelle den Baustoff Tuff mit seiner vielfältigen Anwendung erwarten. Gemessen am Aufwand in Hildesheim und in Mündelheim und die Tatsache, dass sie die private Kirche in der Residenz eines Erzbischofs und Landesherrn war, wird sie mit Sicherheit ein Sakralbau mit hervortretender Architektur gewesen sein. Der Rittersaal von Schloss Burg hatte nach der Bauforschung und den Funden Fischers an den Fensterleibungen Säulenstellungen in anderer Größenordnung und mit Kapitellen, die zur frühgotischen Knospenform weisen. Eine weitere Steigerung architektonischer Ausschmückung fand hier nicht statt – dürfte aber in der Burgkapelle zu erwarten gewesen sein. Die verbliebenen ästhetischen Säulen mit ihren phantasievollen Kapitellformen sind wahrscheinlich nur ein Abglanz dessen, was dort einst vorhanden war. Die Wissenschaft über den deutschen Burgenbau lehrt, dass in der Regel die Kapelle vor allen anderen Räumen der Burg eine besondere Architektur und baukünstlerische Ausschmückung erfuhr. Ihre direkte Verbindung mit dem Wohnbau, so wie einst in Schloss Burg anzutreffen, war zu allererst ein Zeugnis der Frömmigkeit des Bauherrn, eine Einstellung die noch vor der Repräsentation stand. Der Burgenkundler Ulrich Stevens sieht zwar das Repräsentationsbedürfnis Engelberts auf seinem Stammsitz, macht aber darauf aufmerksam, dass das Motiv der privaten Frömmigkeit gerade zu dieser Zeit im Vordergrund stand. Er verweist auf Reinhard Schmitt,⁸⁴ der am Beispiel der Burgkapelle Neuenburg bei Freyburg/Unstrut nachvollziehbar aufzeigt, wie sich im frühen 13. Jahrhundert repräsentativer Anspruch und persönliche Frömmigkeit verbanden. Wie weit dieses Gedankengut auch bei späteren fürstlichen Stiftern noch nachwirkte, erinnert die Ver-

⁸⁴ Reinhard Schmitt, Denkmalpfleger und Burgenforscher in Sachsen-Anhalt. Hier die Veröffentl.: Christine Glatzel, Beate Hellwig, Reinhard Schmitt, Schloss Neuenburg Freyburg / Unstrut. München Berlin 2008.

fasser an die Bückeburger Stadtkirche. Die Schauffassade des protestantischen Renaissancebaus von 1615 zeigt die Inschrift: „EXEMPLUM RELIGIONIS NON STRUKTURAE“.

Nach den Gegebenheiten, die noch heute im inneren Hof von Schloss Burg nachvollziehbar sind, war der Bau einer repräsentablen Kirche bei knapp bemessenem Platz für den Baumeister eine besondere Herausforderung. Es ist möglich, dass sich Engelbert als Erzbischof und Landesherr nach Stand und Würde eine Kapelle bauen ließ, wie es im 12. Jahrhundert schon sein Vorgänger Erzbischof Arnold von Wied in Schwarzhendorf und ebenso der Erzbischof von Mainz mit seiner Gotthardkapelle getan hatten. Der Typus der hier gebauten doppelgeschossigen Kapellen dokumentierte sehr deutlich den hierarchischen Anspruch der weltlichen Macht im Verein mit der Kirche. Auch in Schloss Burg fügte er sich in die Zweistöckigkeit - dem *piano nobile* des Palas - ganz selbstverständlich ein. In der Vielgliedrigkeit dieser Burgkapellen, die ganz unterschiedlich und bemerkenswert phantasievoll gebaut waren, hatten Säulen, wie sie in der Johanniterkirche erhalten sind, eine vielfältige Verwendung. Auf den Burgen des Adels entstand noch im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts eine Reihe spätromanischer Kapellen in einer Vielfalt, die uns sonst nirgends im Kirchenbau begegnet. Darunter die Matthiaskapelle auf der Burg Koborn und in Anlehnung daran die Burgkapelle Vianden, die Doppelkapelle Neuenburg bei Freyburg und die mehrstöckige Turm- und Torkapelle von Rheda in Westfalen bis zum doppelstöckigen Zentralbau Helge Vans des Bischofs Albert von Riga in Visby auf Gotland.

Alle diese Schöpfungen zeigen, wie die zeitgleich entstandene Johanniterkirche und die Hofkirche in Hilden, eine ausgereifte Architektur, ebenso aber auch, dass der Kirchenbau des Rheinlands und Westfalens um 1220 noch fest dem romanischen Stil verpflichtet war. Der Spitzbogen, den Engelbert von Berg in Frankreich kennen gelernt hatte und ihn zum Vorschlag zu einem neuen Dombau in Köln inspirierte, war in den spätromanischen Bauten seiner Zeit zwar schon vorhanden, setzte sich als dominant formgebender Stil aber erst bei seinen Amtsnachfolgern durch. Mit der dann einsetzenden Gotik, die hochstrebende Räume wie die Marburger Schlosskapelle oder der von Burg Linn gestaltete, wurden doppelgeschossige Kapellen in den Burgen nicht mehr gebaut.

Bei dem zukunftsorientierten Denken Engelberts, dessen Wirken in die Zeit des Übergangs fällt, war z. B. eine Form der Emporenkapelle nach dem Muster Hildens am Palas möglich. Zwar kleiner gebaut, vereinigte sie mit ihrer Herrschaftsempore ebenso Frömmigkeit wie weltliche Macht und hätte sich ähnlich einer Doppelkapelle in die vorhandene Zweistöckigkeit des Burger Palas eingefügt. Diese erkennbare Tendenz führt Ulrich Stevens zu der Überlegung, *„dass es in Burg keine reine Doppelkapelle mehr gewesen sein wird, da diese zu Beginn des 13. Jahrhunderts bereits ein „Auslaufmodell“ war. Sofern die Säulen wirklich aus der Burgkapelle stammen, sind sie wohl als Teile eines zweischaligen Wandaufbaus zu deuten, wie er zu dieser Zeit im rheinischen Kirchenbau als Übersetzung gotischer Gedanken in romanische Formen üblich ist. Diese Zweischaligkeit könnte sich gut in einem Obergeschoss über einem massiven Untergeschoss entwickelt und auch einen emporenartigen Laufgang umfasst haben.“*⁸⁵

Auf dieses Prinzip treffen wir in der Stiftskirche zu Gerresheim, die ebenfalls um 1220 im Stil des Übergangs entstanden ist und von Clemen als bedeutendstes Werk dieser Gattung nördlich von Köln gewürdigt wird. Hier ist über dem massiven Unterbau spitzbogiger Seitenschiffspfeiler ein zweischaliger Wandaufbau zu sehen, dessen Front unter den Hochschiffenstern eine freistehende, aber nicht begehbare Rundbogenarkade mit Zwillingssäulen aufweist. Bemerkenswert wird als Bauherrin die Äbtissin Guda von Berg genannt, eine Verwandte Engelberts. Es ist denkbar, dass die Familienbande der Grafen von Berg sich auch auf die Verbreitung von Architekturideen auswirkte. Offensichtlich bricht diese Entwicklung aber mit der Ermordung Engelberts unvermittelt ab. Vermutlich sind mögliche Bezüge in der Forschung noch nicht wahrgenommen worden.⁸⁶

Als weiteres Beispiel, weit vom Rhein entfernt, nennt Ulrich Stevens: *„Die Kapelle der königlichen Burg Bösig in Böhmen,⁸⁷ die zwar erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstand, zeigt ein solches Baumuster in gotischen Formen. Diese Bauform ließe sich aber einigermaßen zwanglos in die rheinische Romanik übersetzen und könnte das Repräsentationsbedürfnis Engelberts II. durchaus be-*

⁸⁵ Nach freundlicher Auskunft Dr. Ulrich Stevens an die Verfasser.

⁸⁶ Die Zeit des Übergangs in der Architektur wird um 1200 in Westfalen und weit darüber hinaus z. B. von der Familie der Edelherrn zur Lippe bedeutsam geprägt.

⁸⁷ Burg Bösig, (Bezděz) bei Hirschberg/Sudetenland in Tschechien. In der Kapelle am Königspalast befindet sich eine Umgangstribüne. Bösig lag bis 1831 in Trümmern und wurde danach wiederhergestellt.

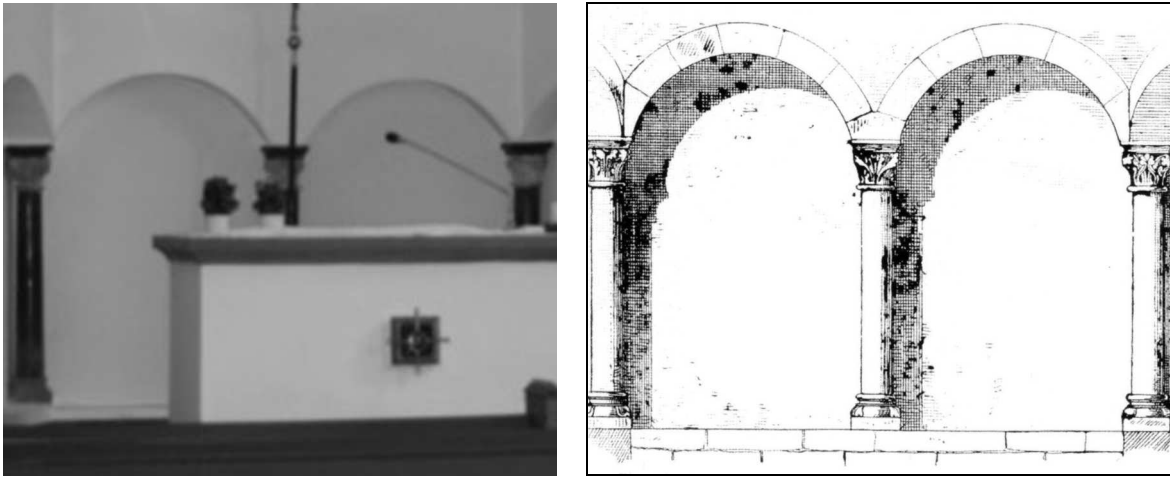


Abb. 38: Schloss Burg, ehem. Johanniterkirche.
Die Bogenhöhe in der Apsis zum Vergleich mit der Zeichnung G.A. Fischers von 1894.

*dient haben. Leider fehlt uns für eine hinreichende Gewissheit das Material, so dass die Überlegungen, wie eine Palaskapelle in Schloss Burg ausgesehen haben mag, am Ende nicht mehr als Spekulation bleiben.*⁸⁸

Mit Sicherheit ist aber davon auszugehen, dass die neugotische Burgkapelle Fischers am Palas von Schloss Burg eine mittelalterliche Vorgängerin mit dem Patronat des hl Pankratius hatte, in der die überlieferten kleinen Säulen eine Funktion hatten.

Der Einbau der Säulen in die Johanniterkirche

Den Zerstörungen von Schloss Burg am Ende des Dreißigjährigen Krieges folgte die Degradierung der einstigen Bergischen Residenz zum regionalen Verwaltungssitz. Deshalb war auch die Kapelle am Palas des Hochschlusses überflüssig geworden und an eine Reparatur oder Wiederherrichtung nicht zu denken. Sie wurde aufgegeben, als Steinbruch benutzt und war um 1800 vollständig verschwunden.⁸⁹

⁹⁰ Es lässt sich denken, dass nach der Sprengung des Bergfrieds im Hochschloss aus der dadurch eingefallenen Pankratiuskapelle wertvolles Tuffsteinmaterial, aber auch Säulen und Kapitelle geborgen und in Zweitverwendung als Stützen der Bogenreihe in die Chorwände der Johanniterkirche eingebaut worden sind. Beim Neubau der Apsis sind die Bogennischen zur Aufnahme der Säulen direkt eingeplant worden. Dagegen mussten für die Nischen in den Wänden des östlichen Kirchenschiffs umfangreiche Stemmarbeiten durchgeführt werden. Dies war aber nur bei dem leicht zu bearbeitenden Tuffmaterial der Mauern möglich, wie auch die dabei vorgenommenen Erweiterungen der alten Fenster zeigen. Vermutlich ist dabei sogar nur die Form der Bogen zu einem falschen Gewölbe ausgehauen worden, ohne die darüber liegende Mauer mit einem tragenden Bogen abzufangen. Der leichte Tuffstein macht so etwas möglich, dagegen setzt der sonst in Burg verwendete Bruchstein solchen Bemühungen sehr bald eine Grenze.

G.A. Fischer zeichnete in seiner Bauaufnahme der Martinskirche für Clemens „Bau und Kunstdenkmäler des Rheinlandes“ eine Reihe von Kapitellen in technisch einwandfreier Wiedergabe (Abb.31). Bei der Bogenreihe, die den östlichen Ausschnitt in der Apsis wiedergibt, fällt dagegen auf, dass sich Fischer nicht ganz an die Realität hielt (Abb.38). Er zeichnete - bewusst oder unbewusst - die Bögen etwas runder, so dass die Wirkung auf den Betrachter einen original-romanischen Eindruck nicht verfehlt. Möglicherweise ließ sich auch P. Clemen von den Zeichnungen so beeindrucken, dass er sie

⁸⁸ Dr. Ulrich Stevens, Hauptkonservator des LVR, in einem Brief an die Verfasser vom 27.2.2010. Siehe auch: Ulrich Stevens, Burgkapellen. Andacht Repräsentation und Wehrhaftigkeit im Mittelalter, Darmstadt 2003.

⁸⁹ Zu St. Pankratius am Palas, A. Sassen / C. Sassen, Eine Doppelkapelle Engelberts II. in Schloss Burg, 2009.

⁹⁰ In Clemens „Kunstdenkmälern der Rheinprovinz“ ist kein Hinweis darauf zu finden.



Abb. 39: Koblenz / Mosel, Mattheuskapelle auf der oberen Burg.
Aufnahme der Verfasser 2010.

ungeprüft in seine Bau- und Kunstdenkmäler des Rheinlandes übernahm. Tatsächlich sind in der Martinskirche allseits nur flache Segmentbögen vorhanden, wie sie die Spätromanik für solche Zwecke nicht verwendet hat. Es gibt zwar seltene Beispiele, wie die vorromanischen flachen Nischenbögen in St. Gereon zu Köln, und selbst am Westgiebel der Johanniterkirche ist eine Tür mit einem Segmentbogen zu sehen, doch erst zum Ende der Spätgotik treten mit der Renaissance Segmentbögen dominant in Erscheinung und bleiben weiterhin ein fester Bestandteil des architektonischen Formenkanons.

Die in den Bogennischen der Johanniterkirche vorhandenen kleinen Säulen dokumentieren ihre Zweitverwendung selbst. Trotz ihrer Einheitlichkeit in Stil und handwerklicher Ausführung sind Unterschiede zu erkennen, die man bei einer solchen dichten Reihenaufstellung vermieden hätte. Größere Abstände voneinander, unterschiedliche Stellplätze wie z. B. an Triforien oder den Bogen einer Emporenkirche, lassen dies unauffällig werden. Dazu kommt, dass alle Kapitelle zur Rundumsicht geschaffen wurden, die Säulen also ursprünglich eine freistehende Stützfunktion hatten. Für eine wenig tiefe Blend- oder Wandarkatur wie in der vorliegenden Form, hätte man sie nur auf den drei Ansichtsseiten ausgestaltet und die vierte Seite unbearbeitet gelassen. Solche Kapitelle sind zur Einbindung in die Wand mit einer Verlängerung versehen, wie das abgebildete Beispiel der Wandarkatur in der Mattheuskapelle zu Koblenz zeigt (Abb.39).

Der Wiederaufbau hat den Chorraum für die Ordensangehörigen mit den alten Säulen gefällig ausgestaltet, womit dieser eine besondere Prägung gegenüber dem sonst sehr einfachen Kirchenschiff bekam. Die Wiederverwendung der spätromanischen Säulen folgt einer altkirchlichen Regel, kein wertvolles Material eines sakralen Gebäudes profanen Zwecken zuzuführen. In einem Wiederaufbau des 17. Jahrhunderts ist das bemerkenswert und offensichtlich ein seltenes Beispiel von Denkmalschutz. Mit ihrer Aufstellung als Ziergalerie im Chor der Kirche wollten die Johanniter ganz bewusst ein wichtiges Bindeglied ihrer Geschichte der Nachwelt erhalten, letztlich dem einzigen, mit dem nachweislich eine Brücke ins Mittelalter geschlagen werden konnte. Für die Ordenskommende in Burg war die Erhaltung und Präsentation der wertvollen Säulen ein Akt der Legitimation, mit Alter und Herkunft der Spolien auf das einstige Pfarr- und Patronatsrecht ihrer untergegangenen Pankratiuskapelle im Hochschloss hinzuweisen. In der Bau- und Kunstgeschichte ist das kein Einzelfall; denn auch an anderen mittelalterlichen Bauten sind zuweilen Spolien oder Denksteine zu finden, mit denen aus präzisen Gründen eine historische Orientierung erfolgte.⁹¹ Solche steinernen Erinnerungsstücke waren dauerhafte Dokumente, die in der Geschichte nicht nur als wertvoll und wichtig angesehen wurden, sondern auch Hintergrund existentieller Besitzrechte waren. Im Kontext dazu ist auch die im 17. Jahr-

⁹¹ Zum Vgl. Verwendung von Spolien, Zweitverwendung von antiken Bauteilen. Roland Günter, Rheinland, Bindlach 1988, S. 347. Die Stiftergrabmale in den Klosterkirchen z. B. Altenberg; Brauweiler und Marienfeld / Westfalen dokumentierten u. a. die Rechtmäßigkeit der klösterlichen Einrichtung und ihres Besitzstandes.

hundert entstandene Kopie der Gründungsurkunde von 1176 zu sehen, in der Engelbert I. bekundet, dem Orden der Johanniter die Nutzung seiner Burgkapelle samt ihren Einkünften zu übertragen und ihnen die Haus- und Tischgemeinschaft im Grafenschloss zusichert.⁹² Man muss sich schon fragen, warum sonst diese Urkunde nach dem 30-jährigen Krieg noch einmal kopiert wurde. Die kleinen Säulen waren also weniger eine Dekoration des Chorraums, stammten auch nicht aus der Ursprungsbau der Johanniterkirche, sondern dienten der Ordenskommende ebenso wie die kopierte Stiftungsurkunde als Nachweis zum Erhalt ihrer alten Rechte auf Schloss Burg, in einer für sie immer unsicherer werdenden Zeit.



Abb. 40: Schloss Burg, Turm der St. Martinuskirche,
links: die Glocke von 1790, rechts: Blick in den Turmhelm.
Aufnahmen der Verfasser 2010

Der Turm

Auf der ältesten Ansicht von Schloss Burg von Ploennies aus dem Jahr 1715 ist auf der Dachverbindung von Kirchenschiff und Sakristieanbau ein achtseitiger Dachreiter mit spitzem Helm zu sehen. Er stammte aus der Zeit des Wiederaufbaus nach 1648. Im Jahre 1771 wurde der Dachreiter entfernt und über der Apsis ein Turm in Fachwerkbauweise aufgerichtet, dessen Spitze etwa 35 m erreicht. Auf allen Bildern, die fortan vom Niedergang und Wiederaufbau der Grafenburg gemacht wurden, ist dieser Turm als Wahrzeichen der katholischen Kirche auszumachen.

Der Bau des Turms stand anscheinend im Zusammenhang mit der 1732-35 erbauten lutherischen Kirche an der Wupper in Unterburg. Deren massiver Turm wurde zwar bis zur Dachtraufe des Kirchenschiffs aufgeführt, eine Erhöhung für den Glockenstuhl, bzw. das Aufhängen einer Glocke aber durch Einspruch der Johanniter von der Landesregierung bis 1786 verhindert. Während dieser Zeit übernahm man vom Turm der Johanniterkirche aus das Glockenläuten bei Tod und Beerdigung für die evangelische Gemeinde.

Im Jahr 1787 wurde die Beschränkung aufgehoben und die Lutheraner erwarben von der in Finanznot geratenen katholischen Gemeinde in Nürburg in der Eifel zwei große alte Glocken von 1496.⁹³ Bei der Abholung verschwiegen sie aber vorsichtshalber ihr Bekenntnis, um den Kauf nicht zu gefährden. Den

⁹² Siehe dazu die Entstehungsgeschichte der Burger Kommende S. 5f.

⁹³ Selbst diese alten Glocken mussten um 1944 abgegeben werden, fanden sich 1945 aber in Hamburg wieder.

beiden Glocken fügten sie später eine kleinere vom Glockengießer Petit dazu.⁹⁴ Von dieser Klangfülle aus Unterburg wollte sich Oberburg mit seiner kleinen Glocke nicht übertrumpfen lassen. Deshalb erhielt der Turm in den folgenden Jahren zwei Glocken. Die große Glocke, ebenfalls vom Glockengießer Petit, zeigt folgende Inschrift: EVERHARDUS PETIT ME FECIT Ao 1790 (Abb.40). Über der Inschrift ein Ornamentband mit Laubgebinden und Urnen. Unter der Inschrift ein bauschiges Laubornament. Diese Glocke, die eine Reparaturstelle erkennen lässt, ist heute noch allein im Turm.

Die Inschrift der zweiten, kleineren Glocke lautete: SANCTE JOHANNE BAPTISTA ORA PRO NOBIS QUEM PRAEDIKASTI SALVATOREM SACRO ORDINI MELITENSI EREKTA 1799. ME FUDIT STÖCKY. Sie zeigte deutlich ihren Ursprung als Johanniter, bzw. Malteserglocke. Da sie zersprang, wurde sie 1887 als St. Martinsglocke, zu Ehren des neuen Kirchenpatrons umgegossen. Sie ist heute nicht mehr vorhanden. Da Rudolf Roth in seinem Buch über Schloss Burg noch 1922 diese Angaben macht, war das Geläut zu dieser Zeit noch vollständig. Wahrscheinlich musste sie als jüngere Glocke im Zweiten Weltkrieg abgegeben werden.

W. Specht berichtet 1937,⁹⁵ dass die Johanniterkirche schon zu früher Zeit eine Uhr besessen hat. *„Michael Garnich aus Hitdorf, erster ordentlicher und später würdiger alter Scholmeister von Burg, erhielt Anno 1607 bei der Berufung in das Burger Lehramt – mit einem Stübchen in der Sakristei als Schulzimmer – neben anderen Kirchendiensten die Verpflichtung, das Uhrwerk ordentlich zu stellen und zu regieren.“* Specht schreibt zwar, dass die alte Uhr, von Michael Garnich und seinen Nachfolgern betreut, noch an die hundert Jahre ihren Dienst durch Krieg und Frieden tat, bevor es mit ihr aus war. Tatsächlich ging sie aber wohl 1648 mit der Zerstörung der Kirche unter. Als man sich im Jahre 1713 entschloss, an der Kirche ein gutes neues Uhrwerk nebst Schlagwerk anzubringen, geschah dies im Dachreiter, der noch auf der Zeichnung von Ploennies zu sehen ist. Da in der Kirche zu Unterburg weder Glocken noch Uhr vorhanden waren, versuchten die Johanniter die Lutherischen an den Kosten zu beteiligen, was von dort aber vehement zurückgewiesen wurde. Man berief sich auf das Jahr 1624, dem wichtigen Jahr, dessen örtliche konfessionelle Verhältnisse für die Durchführung des Religions-Vergleiches zwischen Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg vom Jahre 1672 maßgebend waren und blieben. Trotz einer Eingabe der Protestanten an den Kurfürsten und weitergehender Unklarheit, hielt der damalige Bürgermeister diese Forderung aufrecht. Im Juli 1734 erhielten die Lutherischen wieder ein Mandat wegen Reparatur der „katholischen Uhr“, worauf sie schleunigst eine Protestschrift an den Kurfürsten unmittelbar nach Mannheim absandten.

Die alte Uhr wurde anscheinend 1771 beim Bau des neuen Turms übernommen; denn es heißt, dass sie im Jahre 1823 bereits einige Jahre stillstand. Da sie wieder sehr reparaturbedürftig war, entschloss man sich, die Kosten durch eine Kollekte in der gesamten Bürgerschaft aufzubringen. *„Das nötige neue Triebwerk, mit Zifferblatt und Halbstundenschlag, Zeigerstangen und Wechselrädern, (Zugseil?) 70 Schuh lang, kostete 55 Taler. Die Kollekte hielt man, als die Deckenkrämer von ihrer Hausierfahrt zurückkamen, gegen Neujahr 1824 ab, worauf die Turmuhr erneuert wurde.“* 1827 einigte man sich zwischen der katholischen und der bürgerlichen Gemeinde dahin, dass die Kosten für Bedienung und Unterhaltung der Uhr von der bürgerlichen Gemeinde von Jahr zu Jahr vertraglich übernommen wurden. Bis dahin musste der Kirchendiener zum Aufziehen des Uhrwerks für einen Taler 180-mal im Vierteljahr auf den Turm steigen. Jetzt wurde der Dienst mit 6 Talern und 15 Sgr. und später mit 8 Talern im Jahr doppelt so hoch entlohnt. Ende des 19. Jahrhunderts war auch diese Uhr verschlissen, worauf man sie ausbaute und nicht mehr erneuerte.

⁹⁴ Petit ist eine über 12 Generationen tätige Glockengießerfamilie in Gescher, die sowohl katholische wie protestantische Gemeinden belieferte.

⁹⁵ Wilhelm Specht, „Um die Kirchenglocke“ in: Die Heimat, Nr. 8, Solingen 1937. S. 29-30.

Die Ausstattung der Kirche:

Die ältesten Ausstattungsstücke und damit einzigen Objekte, die aus der mittelalterlichen Johanniterkirche erhalten blieben, sind der romanische Taufstein, die gemauerte romanische Altarmensa, der spätgotische Sakramentschrank im nördlichen Apsisbogen und ein spätgotischer Kruzifix.



Abb. 41: Schloss Burg, St. Martinuskirche, spätromanischer Taufstein im heutigen Zustand. Aufnahme der Verfasser 2010

Der Taufstein

Das älteste Ausstattungsstück der Martinskirche ist der romanische Taufstein, der bislang sowohl noch dem 12. Jahrhundert (Fischer /Clemen⁹⁶ Dehio⁹⁷ und Michael Werling⁹⁸), als auch dem Beginn des 13. Jahrhunderts zugeordnet wird (Kubach / Verbeek⁹⁹). Allgemein bezeichnet man ihn als rundes schwerfälliges Becken aus Granit auf Mittelzylinder mit ehemals vier runden Eckkonsolen, von denen zwei abgeschlagen sind (Abb.41). Der Taufstein – vermutlich heute einer der ältesten im Bergischen Land – verdient als wichtigstes liturgisches Gerät eine eingehende Betrachtung und Würdigung; denn die Taufe ist für den christlichen Menschen der Beginn zur Aufnahme in die Kirche. Die Bürger Taufe war in Größe und Form so gestaltet, dass sowohl ein Kind darin eingetaucht werden konnte, als auch ein Erwachsener sich fest aufstützen und vorn übergebogen mit Taufwasser übergossen werden konnte.

Von dieser Anlage ist heute nur noch ein Torso vorhanden, der aus zwei Teilen besteht. Der Taufstein ist insgesamt 94 cm hoch und hat einen Durchmesser von ebenfalls 94 cm. Die halbe Höhe nimmt die Mittelsäule als Fuß ein, auf dem die runde Kupa ruht. Die Mittelsäule hat als Unterbau eine quadratische Plinthe, die eine attische Basis mit Eckblattzier deckt und geht als einfacher zylindrischer Schaft bis unter die Kupa. Diese hat eine weit ausladende Kelchform und erscheint dem Betrachter als schwere, gedrückte Halbkugel. Im Inneren ist das Becken als flache Halbkugel auf einen Durchmesser

⁹⁶ Paul Clemen, Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, 1894. S. 216.

⁹⁷ Georg Dehio, Rheinland, 1967. S. 109.

⁹⁸ Michael Werling, Taufen im Rheinisch-Bergischen Kreis, Köln 2009. S. 61

⁹⁹ Kubach/Verbeek,

von 80 cm ausgehöhlt. Am äußeren oberen Beckenrand sind noch zwei angearbeitete Tragekonsolen vorhanden, die auf das ehemalige Vorhandensein von Flankensäulen deuten. Die Literatur gibt an, dass einst vier solche Säulen das Becken seitlich abstützten. Die Verfasser haben den Abstand der beiden kleinen Kapitelle nachgeprüft und festgestellt, dass die große Weite eine gleichmäßige Viererteilung nicht möglich macht. Setzt man zwischen die beiden vorhandenen Säulenköpfe aber einen weiteren, ergibt sich bei Spiegelung eine Anlage mit insgesamt sechs Flankensäulen. Die kleinen Kapitelle haben oben einen abgerundeten Kopf und sind als eingezogener schlichter Kelch mit einem Wulstring zur Auflage für den Säulenschaft gestaltet. Eine Kapitellzier ist nicht vorhanden, aber auch schwer vorstellbar, so dass eine Rekonstruktion mit Ausnahme der attischen Basen an den Begleitsäulen zu einer fast reinen Funktionsform führt. Mit der Ergänzung der Stützsäulen verliert der Taufstein seine eingangs erwähnte Schwerfälligkeit und wird zu einem Kunstwerk mit ausgeglichenen Proportionen (Abb.42). Wie wichtig die Flankensäulen sind, zeigt sich bei einer gedachten Wasserfüllung, die heutzutage aber nicht mehr vorgenommen wird. Es entsteht ohne die stützenden Säulen Kopflastigkeit und damit die Gefahr des Kippens. Dieser romanische sakrale Gebrauchsgegenstand ist ein Zeugnis für durchdachte und zeitlos richtige mittelalterliche Formgebung.

Im Pfarrarchiv ist die datierte Rekonstruktionsskizze des Anröchter Bildhauers (†)Erich Killing zu sehen, der sich 1970 Gedanken zu einer Wiederherstellung der Taufe gemacht hatte. Auch er kam zu dem Ergebnis von sechs Begleitsäulen. Auf dem Blatt stehen außerdem die Entwurfszeichnungen einer Säule und einem Blattkapitell. Killing fertigte vermutlich zu dieser Zeit den Ersatz für die beiden zerstörten Kapitelle im Altarraum an. Er hat damals wahrscheinlich auch die Taufsteinoberfläche überarbeitet und möglicherweise einen Vorschlag zur Rekonstruktion der Taufe gemacht, die aber nicht durchgeführt wurde.

Bis zum Jahr 1948 diente zur Abdeckung des Taufbeckens ein einfacher Holzdeckel, dann ist von dem Bildhauer Hanns Rheindorf eine kupferne Haube geschaffen worden. Sie schmückt eine kreuzförmige Bekrönung, die das Pfingstwunder zum Thema hat und kann mit zwei Griffen, die die Form von Fischen haben, geöffnet werden.

*Mittelalterliche Architektur ist nie nur Form, sondern auch immer inhaltliche Aussage.*¹⁰⁰ Deshalb wurde in der Regel so gut wie jedem mittelalterlichen Werk eine Symbolik mitgegeben. Zuweilen lässt sich an einem Kunstwerk in der Zusammenfassung ein geschlossenes Programm ablesen. Da die Burger Taufe in der Vollständigkeit auch ihre symbolische Aussagekraft zurückbekommt, wird eine tiefere Bedeutung ihrer Formgebung wieder ablesbar. Michael Werling hat seiner Arbeit über die Taufen im Rheinisch-Bergischen Kreis wertvolle Hinweise zur christlichen Symbolik hinzugefügt, die die Burger Taufe nach der Rekonstruktion in einem helleren Licht erscheinen lässt.¹⁰¹

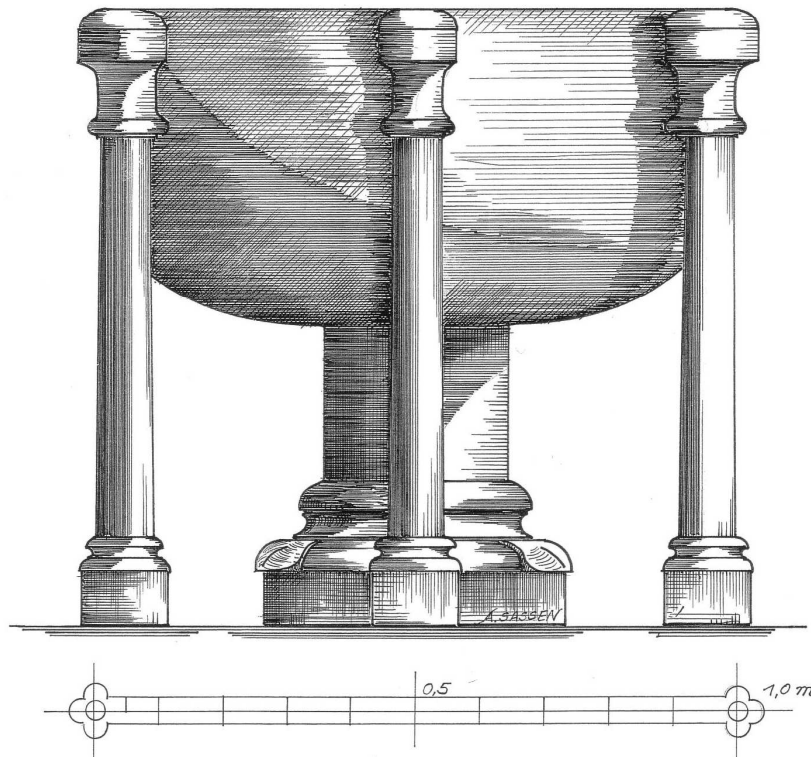
Gehen wir von der viereckigen, quadratischen Grundplatte, dem Fuß der Taufe aus. Sie verweist auf die Erde mit ihren vier Himmelsrichtungen, aus der ein Baum – hier als Säule mit Eckblattbase – wächst und die Hauptlast des Taufbeckens trägt.

Das Becken hat die in der Romanik weit verbreitete runde Form und beschreibt somit die geometrische Form des Kreises. Der Kreis ist ein Symbol für die Einheit, für das Absolute, Vollkommene und damit für das Göttliche. Ohne Anfang und Ende steht er für die Unendlichkeit der göttlichen Liebe. In der Architektursymbolik ist die Kreisform oft die Basis für die Grundrissform der Baptisterien, wobei Zentral- oder Rundbauten eine wichtige Rolle spielen.

Das Becken oder die Kupa wurde von sechs kleinen Säulen gestützt. Mit der Zahl sechs kommt die Zeit in die Welt; denn in sechs Tagen schuf Gott die Welt (Gen. 1, 1-13) und ist deshalb auch ein Hinweis auf die übermenschliche Kraft, die beim göttlichen Schöpfungswerk waltete. Die sechs steht

¹⁰⁰ Irmingard Achter, Kunsthistorikerin des LVR zu den Kunstwerken in der Stiftskirche Gerresheim.

¹⁰¹ Michael Werling, a. a. O. S. 16f.



Schloss Burg, ehem. Johanniterkirche
Rekonstruktion des romanischen Taufsteins
Zeichnung: Andreas Sassen 2010

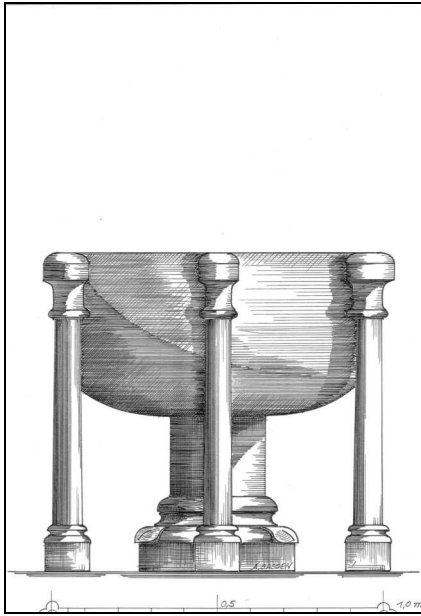


Abb. 43.



Abb. 44.

Links: der rekonstruierte Taufstein in Schloss Burg, rechts: zum Vergleich die spätromanische Taufe in der Stiftskirche zu Karden.

Zeichnung und Aufnahme der Verfasser 2010

zugleich in einer besonderen Beziehung zu Christus. Das Christusmonogramm (Chrismon), geformt aus dem griechischen Anfangsbuchstaben X (chi) und P (rho) des Titels Christus, bildet ein sechsrarmiges Zeichen und symbolisiert die Macht Christi. Die Sechs ist ferner die Zahl der Werke der Barmherzigkeit (Mt. 25, 35-36). Das Hexagramm, aus zwei gleichseitigen Dreiecken zusammengesetzt, ist nicht nur als Siegel Salomons ein weit verbreitetes Symbol. Es steht auch für die Harmonie und Gleichgewichtigkeit in Verbindung des göttlichen und weltlichen Prinzips.

Da die Kupa der Bürger Taufe aber insgesamt von einer Haupt- und sechs Nebensäulen getragen wird, kommt auch die Zahl Sieben ins Spiel, die neben der „Drei“ die religionsgeschichtlich wichtigste Zahl ist und für Vollständigkeit steht. In sechs symbolischen Tagen schuf Gott die Welt und ruhte am siebenten Tag (Gen. 2, 1-3). Dagegen gibt es im Neuen Testament den Hinweis auf die Siebenfältigkeit Gottes: „So spricht Er, der die sieben Geister Gottes hat und die sieben Sterne“ (Offb. 3, 1). Die Sieben ist aber vor allem die Zahl des Menschen, bestehend aus der Zahl Drei für die Bedeutung der göttlichen Existenz und der Vier als Zahl der irdischen Elemente. Die Sieben deutet irdische Zeit und Vergänglichkeit an, die in der Taufe überwunden werden kann.

Dass in antiker Zeit sieben Bauwerke als Weltwunder ausgewählt wurden, entspricht dem einstigen Weltbild und verweist auf eine weit zurückliegende Tradition der Zahlensymbolik.

Dem romanischen Steinkunstwerk ist in der Neuzeit eine Haube zur Schließung des Beckens hinzugefügt worden, die in Form und Ausstattung das mittelalterliche Vorbild und seine Symbolik wieder aufnimmt. Die Abdeckung spiegelt in kleinerer Größe die Grundform des Taufbeckens wider und fügt sich deshalb harmonisch dem Gesamtbild ein. Symbolisch stehen die Griffe der Haube in der Gestalt von Fischen für den Namen Christus. Das griechische Wort Fisch (Ichthyus) steht in seinen einzelnen Buchstaben wiederum für die Anfangsbuchstaben des Glaubensbekenntnisses „Jesus Christus Sohn Gottes Retter“. Die Abdeckung krönt eine vierseitige Kreuzform, gebildet aus einem zentralen Kreis und vier davon ausgehende abgerundete Dreiecke. Die Darstellungen darauf sind thematisch der Taufe und dem Pfingstwunder gewidmet. Mit dem Kreuz ist die Symbolik der Zahl Vier wieder aufgenommen, die das Symbol für die sichtbare Welt ist, die Zahl der klassischen Elemente, des Quadrats und der Jahreszeiten. Alttestamentarisch steht die Vier für die Paradiesflüsse: Pischon, Gihon, Euphrat und Tigris (Gen. 2, 10ff) und für die großen Propheten: Jesaja, Jeremia, Ezechiel, Daniel. Für die Christen ist sie das Symbol der vier Evangelisten: Matthäus, Markus, Lukas und Johannes, steht für die Grundtugenden: Klugheit, Starkmut, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und die Kirchenlehrer Augustinus, Ambrosius, Hieronymus und Gregor.

Die Deckelbekrönung ist mit ihrem zentralen Kreis aber auch fünfteilig, womit die symbolische Zahl Fünf in den Mittelpunkt des Interesses rückt. Die Fünf ist die vollkommene Zahl des Mikrokosmos Mensch. Nach alter Denkart besteht der Mensch aus den vier Elementen ergänzt durch das fünfte Element, den Geist, das ihn vom Tier unterscheidet. Außerdem zeichnen den Menschen fünf Sinne aus. Die Bibel kennt die fünf Bücher Mose und nennt die fünf Brote, mit denen Christus die fünftausend Menschen speist. Christus hatte fünf Wundmale und in Bezug dazu werden zur Konsekration eines Altars fünf Kreuze in die Deckplatte eingemeißelt.¹⁰²

Über das Alter des Burger Taufsteins gehen die Meinungen auseinander. Während Kubach und Verbeek die Taufe der Entstehung der Johanniterkirche zu Beginn des 13. Jahrhunderts zuordnen, sehen Clemen und Dehio sie noch als Werk des ausgehenden 12. Jahrhunderts. Obwohl es sich „nur“ um 20 Jahre vor oder um 20 Jahre nach der Zeitenwende zum 13. Jahrhundert dreht, könnte eine korrekte Datierung etwas mehr Licht in die kirchliche Entwicklung von Schloss Burg bringen. Hätte der Taufstein schon vor 1200 seine liturgische Funktion in der Burgkapelle St. Pankratius gehabt, dann wäre diese trotz ihrer geringen Größe schon Tauf- und Pfarrkirche für die Gemeinde in Burg gewesen. Ein ähnlich seltsam anmutendes Beispiel bot die winzige Kapelle im Haus Bürgel am Rhein, die lange Zeit Pfarrkirche der Stadt Zons war.

„Romanische Taufsteine sind oft so schlicht, dass eine einigermaßen exakte Datierung unmöglich erscheint.“ So der Kunsthistoriker Ulrich Stevens vom LVR auf Anfrage der Verfasser, *„Im Falle des Taufsteins von Schloss Burg gilt es erst recht, da er zu allem Überfluss auch noch steinmetzmäßig überarbeitet wurde.“* Bei dieser Maßnahme sind alle Spuren, die auf Zierrat oder verlorene Teile deuten, einschließlich aller Gebrauchsspuren gelöscht worden. Stevens stimmt den in der Rekonstruktion von den Verfassern angenommenen sechs Säulen zu, da auch nach seiner Meinung der Abstand der verbliebenen zwei Konsolen mehr als vier Säulen bedingt. Seine Recherche zeigte, dass Taufsteine mit sechs Säulen in der Romanik zwar anscheinend nicht häufig, aber durchaus möglich sind. Als erstes Beispiel nennt Stevens den Taufstein in der St. Alexanderkirche von Wallenhorst bei Osnabrück. Er wird in das frühe 13. Jahrhundert datiert, vertritt aber einen zylinderförmigen Typus, dessen sechs Säulen reliefartig aus dem runden Steinkörper herausgearbeitet sind.

Der Taufstein in der Stiftskirche Karden an der Mosel (Abb.44) wird in der Literatur mit „spätromanisch“ angegeben, was wohl auch „13. Jahrhundert“ heißen soll. Mit der bauchigen Form und den sechs hoch angesetzten Säulen ist er dem Stein in Schloss Burg sehr ähnlich. Er besitzt auch einen Mittelfuß, der aufgrund seiner Einfachheit vermutlich ersetzt worden ist.

Gleich ähnlich ist der Taufstein in der Stiftskirche von Wetter in Hessen, für den ebenfalls das 13. Jahrhundert genannt wird. Stevens abschließend: *„Für alle drei Taufsteine gilt, dass sie Ornamentik besitzen, die man einigermaßen sicher datieren kann. Den Taufstein von Schloss Burg kann man nur an die große Form anschließen, und da sehe ich keinen Grund für eine frühere Datierung. 1220 scheint daher wahrscheinlicher als 1176.“*¹⁰³

Demnach können wir davon ausgehen, dass die Burger Taufe um 1220 für die Johanniskirche geschaffen worden ist. Der Aufstellungsort wird in Ermangelung einer besonderen Taufkapelle im Westen der Kirche, also südlich des ursprünglichen Eingangs gewesen sein. Damit stand er genau im Zerstörungsbereich der Kanonenkugel, die 1648 den westlichen Teil der Kirche traf. Mit dem Zusammenbrechen der Mauern und Gewölbe stürzte der Taufstein um, wobei die kleinen Seitensäulen zerbrachen. Ob er danach noch weiterverwendet wurde, ist zunächst unklar. Zu dieser Zeit wurden an vielen Orten, besonders in evangelischen Gemeinden, die Taufsteine aus den Kirchen genommen und der Verwitterung oder der Zerstörung preisgegeben. Statt ihrer kamen silberne Taufgeschirre, bestehend aus Taufkanne und Schale in Gebrauch. Erst im 19. und 20. Jahrhundert besann man sich auf die sakrale Bedeutung der zumeist schon stark verwitterten alten Taufen und holte sie in die Kirchen zurück. Für die Burger Taufe ist ein derartiger Werdegang aber nicht nachvollziehbar, zumal ihre Überarbeitung alle Gebrauchsspuren verwischt hat. G.A. Fischer zeichnete auf seinen Grundriss der Martinskirche von 1894 den Taufstein in der Nische an der Westseite ein. Vermutlich ist der Taufstein beim Wiederaufbau der Kirche dort sofort wieder aufgestellt worden und dadurch erhalten geblieben.

¹⁰² Die Angaben zur Symbolik sind dem Buch „Taufen im Rheinisch-Bergischen Kreis“ von M. Werling entnommen.

¹⁰³ Freundliche Auskunft von Dr. Ulrich Stevens, LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland

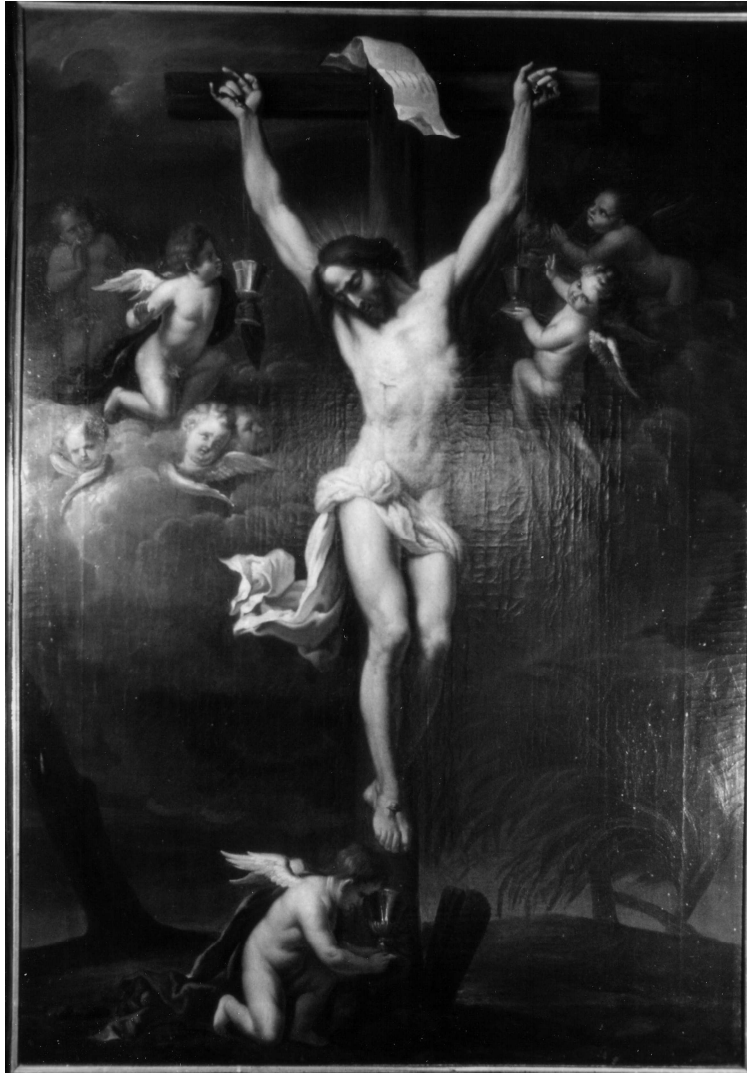


Abb. 45: Friedrichsdorf / W. Johanneskirche, Kreuzigung.
 Das Gemälde „nach van Dyck“ von R. Brockhoff gibt eine Vorstellung,
 wie das Altarblatt des barocken Retabels aus Altenberg in der Martinskirche
 ausgesehen hat.
 Aufnahme der Verfasser 2003.

Der romanische Altar (Abb.38)

Kubach und Verbeek ordnen dem Bau der Johanniterkirche auch die Entstehung der heute noch in der Kirche befindlichen Altarmensa zu. Mit seinen fast 800 Jahren ist er wohl einer der ältesten noch erhaltenen Altäre im Bergischen Land. In fast allen anderen Kirchen des einstigen Herzogtums wurden nach der Reformation die gemauerten Altäre mit ihren Reliquienbehältnissen entfernt und durch einen einfachen Tisch ersetzt. Die verbliebenen Mensen, z. B. in den Klosterkirchen Gerresheim, Altenberg, und selbst in der dortigen Markuskapelle sind jüngeren Datums und lenken den Blick auf den Burger Altar zurück.

Sein aufgemauerter Altarblock – der Stipes - weist mit seinen Maßen von 185 cm Breite, 120 cm Tiefe und 100 cm Höhe recht große Dimensionen auf. Gegenüber anderen Altarmensen, z. B. des spätromanischen, 1236 geweihten Hochaltars von Gerresheim mit seiner säulengeschmückten Vorderfront, ist der Altar in Burg asketisch einfach gehalten. Der schlichte quaderförmige Unterbau hat keinerlei Gliederung, bis auf eine trapezförmige Öffnung auf der Ostseite zur Aufnahme des zur Weihe und zur Feier der heiligen Messe notwendigen Reliquienbehältnisses. Die alte Höhlung ist heute leer, stattdessen ist eine zierliche Reliquienkapsel mit einem Knochenpartikel des Erzbischofs Engelbert von Berg auf der Vorderseite des Altarblocks angebracht. Den Unterbau deckt eine große Steinplatte mit einem

allseitig gekehlten Rand. Die Platte ist heute grün gefasst, sie könnte aus Sandstein oder Schiefer bestehen. Entsprechend der Wundmale Christi sind an allen vier Ecken und in der Mitte der Oberfläche kleine Weihekreuze in griechischer Form eingeschlagen. Der Altar steht unter dem Apsisbogen und ist wenige Zentimeter aus der Apsis herausgerückt. Wie schon erwähnt ist diese Aufstellung ein typisches Merkmal in den Johanniterkirchen, um den im Kirchenraum gelagerten genesenden Menschen die Messhandlung am Altar gut sichtbar zu machen. Möglicherweise zelebrierte der Priester schon in früherer Zeit die Messhandlung mit Blick auf die Gemeinde. Ob in späterer Zeit, z. B. in der Spätgotik ein Retabel mit einem Flügelbild den Altar zierte, ist zwar nicht überliefert, die Kirche wird aber eine in den Jahrhunderten gewachsene reiche Kunstausrüstung besessen haben. Wahrscheinlich sind bei dem ständigen Wechsel der Besitzer zur Zeit der Reformation schon Bildwerke aus der Kirche weggekommen, der Rest wird bei der Zerstörung untergegangen sein.

Anscheinend ist nach dem Wiederaufbau im 17. Jahrhundert kein Altarbild mehr in der Johanniterkirche gewesen. Nach dem Buch ¹⁰⁴ von Rudolf Roth, „...wandte sich der Burger Pfarrer Christian Peter Kraus nach der Aufhebung des Klosters Altenberg mit der Bitte an die kurfürstliche Regierung, man möge doch der armen Gemeinde zu Burg einen der Altenberger Altäre schenken. Dieser Wunsch wurde auch erfüllt und so kam um Weihnachten 1803 der Altar in Burg an. Die beiden Seitenaltäre der Kirche sind jedenfalls kurze Zeit darauf dem Hochaltar angepasst angefertigt worden. Damals als der Altenberger Altar in die Kirche kam, stand auch noch vorne links an der Sakristeiwand das Chorstühl der Johanniter.“

Alte Fotografien zeigen den Altar von Burg mit einem barocken Retabel, bestehend aus einer hohen Predella mit einem Tabernakel, den zwei schwebende Engel begleiten (Abb.12). Über dem Unterbau erhebt sich der Bildteil, flankiert von zwei Pilastern, die das profilierte Gesims des Oberteils tragen. Hinter dem Retabel errichtete man eine hölzerne Rückwand, die auf beiden Seiten an den Beginn der Säulenarkade reichte. Beim Einbau zerstörte man die beiden ersten Säulen, die zwar später ersetzt wurden, doch wegen ihrer schlechten Qualität im Jahr 1970 noch einmal von dem Anröchter Bildhauer Killing ausgetauscht wurden.

Das Altargemälde mit den ungefähren Maßen von 170 x 90 cm war auf Leinen gemalt und zeigte die Kreuzigung Christi, eine Hell-Dunkelmalerei nach der Schule des Antonius van Dyck. Die Art der Malerei van Dycks war bis ins 18. Jahrhundert sehr beliebt (Abb.45). Vermutlich waren Altar und Bild während der barocken Neuerungen in Altenberg entstanden.

1964 hat man die Kirche den Vorgaben des II. Vatikanischen Konzils angepasst und das Retabel entfernt. Es blieb nicht in der Kirche, sondern kam nach Düsseldorf und stand im Jahre 1970 wieder mit einer Mensa versehen an der Nordwand in der Kreuzherrenkirche. In dieser Kirche gehörte der Altar aber wohl nicht zum Bestand; denn er ist dort heute nicht mehr vorhanden.¹⁰⁵ Damit verlieren sich zunächst seine Spuren.

¹⁰⁴ Rudolf Roth, Die katholische Kirche von 1647 bis heute, Burg 1921. S. 83 f.

¹⁰⁵ Robert Killing erwähnt in seinem Kirchenführer versehentlich die ev. Kreuzkirche in Düsseldorf.



Abb. 46.



Abb. 47.

Schloss Burg, St. Martinuskirche,
links: Tabernakel in der Nordwand, rechts: Nische (Armarium) in der Südwand der Apsis.
Aufnahmen der Verfasser 2010

Der Tabernakel

In der Wand auf der nördlichen Seite des Chorbogens neben dem Altar befindet sich ein einfacher spätgotischer Wandschrank (Abb.46), der als Sakramentsschrank gebraucht, vermutlich aber auch einst als Reliquiennische gedacht war. In der hochrechtwinkligen mit der Wand bündigen Sandsteinfassung ist die ursprüngliche eisenbeschlagene Holztür mit roter Farbfassung noch erhalten. Sie wird mit zwei innenliegenden Schlössern gesichert. Gegenüber in der Südwand ist eine kleine Rundbogen-nische als Abstellmöglichkeit für Altargerät ausgespart (Abb.47). Beide Teile blieben bei der Zerstörung der Kirche erhalten.



Abb. 48.



Abb. 49.

Schloss Burg, St. Martinuskirche.

Links: barocker Kruzifix aus dem 17. Jh., rechts: spätgotischer Kruzifix aus dem 15. Jh.
Aufnahmen der Verfasser 2010

Spätgotischer Kruzifix (Abb.49)

Das einzige bildliche Kunstwerk, das noch aus der früheren Johanniterkirche stammt, ist das Kruzifix aus dem 16. Jahrhundert. Es ist eine Dreinagel-Kreuzigung, ein typische spätgotische Holzbildhauerarbeit, mit den Resten seiner farbigen Fassung. Vermutlich sind die Kreuzbalken im 19. Jahrhundert ersetzt worden. Der Korpus ist als leidender Christus mit Dornenkrone dargestellt. Möglicherweise hat es Begleitfiguren, Maria und Johannes unter dem Kreuz gegeben, die aber bei der Zerstörung der Kirche verloren gingen.

Barocker Kruzifix (Abb. 48)

Aus der Zeit nach dem Wiederaufbau der Kirche ist ein barocker Kruzifix erhalten geblieben, ebenfalls eine Dreinagel-Kreuzigung dessen Farbfassung vermutlich erneuert worden ist.



Abb. 50: Schloss Burg, St. Martinuskirche, Chorstuhl.
 Einer der beiden reich geschnitzten Chorstühle mit seinen Einzelheiten.
 Aufnahmen der Verfasser 2010

Zwei Chorstühle

Zum alten Bestand der Kirche gehören zwei Chorstühle, von denen einer auf der Südseite im Chor steht (Abb.50), ein zweiter, dazu passender, auf der Orgelempore abgestellt ist. Die beiden Stühle, wohl einst als Levitensitze gedacht, kamen wahrscheinlich zu Beginn des 19. Jahrhunderts in die Kirche, als man nach dem Erwerb des Altenberger Barockaltars im Jahre 1801, zwei dazu passende Seitenaltäre bauen und aufstellen ließ. Zusammen mit der Kommunionbank ergänzten und vervollständigten sie die Chorausstattung der Kirche. Die Chorstühle sind aus Eichenholz gefertigt und weisen reiche und fantasievolle Schnitzereien auf. Sie gehören dem Kunsthandwerk des frühen 19. Jahrhundert

an und sind in einem Mischstil von Barock, Klassizismus und Elementen der Neugotik gearbeitet. Die Sitze sind mittlerweile etwa 200 Jahre alt und haben aufgrund ihrer vorzüglichen Schnitzarbeit hohen kunsthandwerklichen Wert.

Neugotischer Kreuzweg (Abb.51).

Während der Erneuerungsarbeiten im Jahre 1909 kam ein Kreuzweg in die Kirche, der aus 17 Stationen besteht. Es sind mit Ölfarben gemalte Bilder auf Kupfertafeln, die noch mit originalen Rahmen versehen sind. Die Motive des Leidensweges Christi im Stil der späten Nazarener vermeiden bewusst Schmerz und Brutalität – eine Auffassung der Darstellung in der Kirche um die Jahrhundertwende. In der Vergangenheit sind sehr viele Kreuzwege aus dieser Zeit infolge falsch verstandener Auffassung aus den Kirchen genommen und zerstört worden. Damit gingen wertvolle Kulturgüter verloren. Der Kreuzweg der Martinskirche ist wahrscheinlich von einem Künstler in einer der vielen Kölner oder Düsseldorfer Kirchenwerkstätten gemalt worden. Die Tatsache, dass die Farben auf Kupfer aufgetragen wurden, erlaubte einen besonderen Reichtum im Detail und bewirkt, dass die Malerei nicht altert. Sie ist noch in der ursprünglichen koloristischen Frische ihrer Entstehung erhalten und wird es auch in Zukunft bleiben. Allein deshalb und als Zeugnisse einer besonderen Auffassung einer vergangenen Kunstpoche verdienen sie Aufmerksamkeit und Bestandserhaltung. Die Verfasser haben aus diesem Grund alle Bilder zur Dokumentierung aufgenommen und hier wiedergegeben.



Abb. 51

Die Zeit der Auflösung der Johanniterkommende

Rudolf Roth berichtet in seinem Buch über die Martinskirche von den Zuständen um 1800.¹⁰⁶

Zur Unterhaltung der Kirche war die Johanniterkommende verpflichtet, die aber zu dieser Zeit ihrer Aufgabe nicht mehr nachkam. Der damalige Pfarrer Krauß machte die Kommende immer wieder vergeblich auf den desolaten Zustand der Kirche aufmerksam und erreichte erst mit Hilfe des Bürger Richters Deycks über die kurfürstliche Regierung in Düsseldorf eine Reaktion. Das Kirchendach war undicht, die Decke durch eindringendes Regenwasser teilweise verfault und der Kirchenraum seit 80 Jahren nicht mehr geweißt worden. Nach verlangter fachmännischer Untersuchung und Kostenschlag von 4780 Reichstalern für eine Renovierung der Kirche durch eine Düsseldorfer Firma gab es noch lange Verhandlungen mit den Johannitern, die sich weiterhin weigerten, Geld für die Bürger Kirche auszugeben. Die Regierung sperrte daraufhin den Johannitern die Einkünfte und vergab durch Verfügung vom 10. November 1801 die Reparatur in der Höhe von 2820 Reichstalern an den Baumeister Schnitzler. Mit der kleineren Summe konnten nur die dringendsten Arbeiten durchgeführt werden, so am Dach, die Decke im Kirchenraum und die Fensterverglasung. Diese Arbeiten retteten die Kirche zwar vor dem Untergang, zerstörten aber vieles Wertvolle an und in ihr. Außen fiel die malerische spätgotische Sakristei und wurde durch einen einfachen stallähnlichen Anbau ersetzt. Auch der Verbindungsgang zum Pfarrhaus wurde abgerissen.

Roth berichtet weiter, „dass im Inneren der Kirche eine Mauer mit einem hohen Rundbogen und darüber in einer Nische mit der Orgel den Laienraum vom Chor trennte. Die Orgel erreichte man von der oberen Sakristei aus über einen hölzernen Gang“. Die Ordenskirche muss nach Meinung Roths ein äußerst malerisches Raumbild gehabt haben. „...deshalb wurde dem Pfarrer Krauß bei der Renovierung von den Johannitern ein ungesunder Erneuerungsgeist vorgeworfen. Um Raum zu gewinnen fiel jetzt diese Zwischenmauer, und die Kirche erhielt nun ein nicht nur unproportioniertes, sondern auch ein ödes Innenbild. Und Raum hatte man nicht gewonnen, denn die Orgel kam nun auf die Galerie, dort den halben Platz beanspruchend. Das Geheimnisvolle des geschlossenen Chors war nicht mehr; jetzt fiel es unschön auf, dass zwischen den Chorfenstern und denen des Schiffes ein so großer Unterschied bestand, und man hatte eine endlos lange Decke erhalten, die ohne Unterbrechung in das Chor übergeht und heute noch einen so trostlos-langweiligen Eindruck macht.“¹⁰⁷

An der Innenausstattung wurde nichts verändert, da die Regierung hierzu die Johanniter nicht übergehen wollte.

Im Jahr 1803 wurde mit der Säkularisation der Besitz der Johanniter eingezogen und ihre Pflichten gingen auf den Staat über. Die Ordenskirche wurde Pfarrkirche, das Ordenshaus mit dem Torturm Pfarr- und Gemeindehaus. Zur Zeit der Säkularisation amtierte in Burg der Pfarrer Christ Peter Krauß, der 1805 starb. Er wurde über die Besitzverhältnisse und Einkünfte der Johanniter befragt, die nach einer alten Angabe ausreichten, um Pfarrer, Lehrer und Küster zu besolden und alle erforderlichen Reparaturen an Kirche und Nebengebäuden auszuführen. Für den Orden selbst dürfte kaum etwas übrig geblieben sein, womit das zumeist geringe Entgegenkommen der Johanniter mehr oder weniger zu entschuldigen ist.¹⁰⁸

1815 fiel Berg an Preußen, worauf der preußische Fiskus der Besitzer der ehemaligen Johanniterniederlassung wurde.

Der Bau der Marienkapelle und die Einrichtung der Vikarie Oberburg.

(Text nach Rudolf Roth, 1921)

Nachdem die Katholiken (1647) wieder im Besitz der Kirche waren, amtierte nur noch ein Pfarrer in Burg. Die damals stark zusammengeschmolzene Gemeinde wuchs aber in den folgenden einhundert Jahren, so dass vom Jahre 1729 ein Vikar die Seelsorge unterstützte. Auf einer Anhöhe vor Oberburg nach Wermelskirchen hin ließ bereits um 1700 ein Freiherr von Franken eine Marienkapelle errichten (*Capella St. Beata Maria Virginis*). Dessen Sohn Johann Bernhard Freiherr von Franken, Herr zu Erkelenz, Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht zu Pfalz, wirklicher Geheimer Rat und Vizekanzler, stiftete

¹⁰⁶ Rudolf Roth, Die katholische Kirche von 1647 bis heute. S. 81 f.

¹⁰⁷ Rudolf Roth. S. 81.

¹⁰⁸ Rudolf Roth. S. 82.

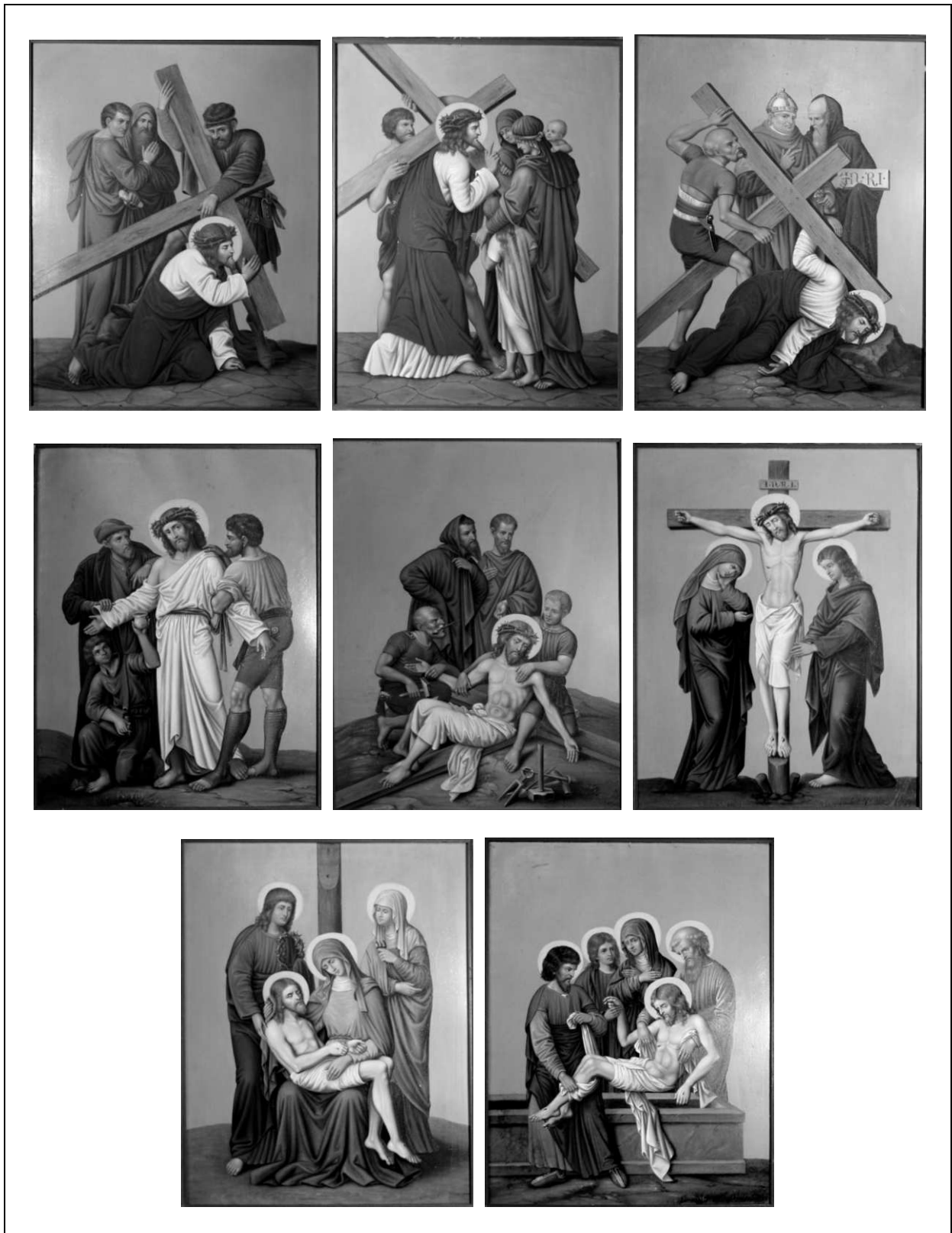


Abb. 51: Schloss Burg, St. Martinuskirche, Kreuzweg.
 17 auf Kupfertafeln gemalte Szenen des Leidensweges Christi um 1909.
 Aufnahmen der Verfasser 2010

mit seiner Gemahlin Anna Sybilla Catharina von Zum Pütz „Zur Ehre Gottes und zum Seelenheil der Katholiken“ mit geistlicher und weltlicher Behörde Genehmigung am 2. Oktober 1729 eine Vikarie. Dieses Vikarie-Benefizium Beatae Mariae Virginis der von Frank'schen Eheleute bedeutete für Burg die dauernde Möglichkeit, einen zweiten Geistlichen zu halten.¹⁰⁹

Die Stiftung bestand aus 2400 Reichstalern, die durch den Stifter auf den freiadeligen Hof Kastein in der Honnschaft Laubach im Amt Mettmann angelegt war. Dieses Kapital brachte zunächst 72 Reichstaler, später im 19. Jahrhundert 76 Taler Zinsen. Diese Summe musste am 1. Mai jeden Jahres gezahlt werden. Der Vikar erhielt davon sein Jahresgehalt von 65 Talern; der Rest diente zur Unterhaltung der Kapelle und zur Beschaffung des Weins, des Brotes und der Kerzen für die in der Kapelle gelesenen Messen. Der Vikar zu Burg war verpflichtet, an allen Sonn- und Feiertagen eine Frühmesse zu halten; ferner musste er den Pfarrer im Dienste vertreten und gestiftete Messen lesen, darunter befanden sich im Jahr eine ganze Anzahl Messen für die Stifter der Vikarie. Im Jahre 1803 kamen hierzu noch zwei



Abb. 52: Schloss Burg, St. Martinuskirche, Empore mit Orgel.
Aufnahme der Verfasser 2010

besonders bemerkenswerte Messen: Anno Domini 1249 stiftete Graf Adolf IV. von Berg im Kloster zu Altenberg zwei Messen zu 18 Mark für seine Eltern Herzog Heinrich von Limburg und Gräfin Irmgard von Berg. 1803 nach Aufhebung des Klosters Altenberg wurden diese Messen zu jährlich 27 Reichstalern durch die Kurfürstliche Regierung dem Vikar zu Burg übertragen. Die Zahlung des Geldes erfolgte aber nur bis zur Fremdherrschaft, dann unterblieb sie. Auch alle Bemühungen später bei der preußischen Regierung waren fruchtlos, da sich der preußische Staat nicht für verpflichtet hielt, für kirchliche Stiftungen der ehemaligen Herren von Berg einzutreten. Trotz der Vikarstiftung ging die Stelle des Vikars in Burg auf Veranlassung der geistlichen Behörde ein, da zwei Geistliche in der kleinen Gemeinde wohl keine volle Beschäftigung hatten. Für Burg war das bedauerlich, da das Stiftungskapital aufgrund der Stiftung nicht anders verwendet werden durfte und der zweite Geistliche in Burg damit sein Auskommen hatte. Doch soweit dachte man in der Bürger Gemeinde damals nicht. Schon 1830 ist die kleine Vikarie-Kapelle zu Oberburg weil baufällig und überflüssig abgerissen worden. Für anstehende selbst kleine Reparaturen hatte niemand mehr Geld aufbringen wollen, bis das Gottes-

¹⁰⁹ Rudolf Roth, a. a. O. S. 78 f.

haus nicht mehr brauchbar war. Das Stiftungskapital war bereits 1879 zu 5600 Mark von dem Hof Kastein bei Mettmann abgelöst worden; man lieh es in Burg in kleinen Hypotheken aus. Als der Vikar wegging, konnte die Gemeinde aber auch über die Stiftungsmittel nicht mehr verfügen, weil die erzbischöfliche Behörde in Köln die Stiftung sperrte.¹¹⁰

Noch im 18. Jahrhundert, zehn Jahre nach der Stiftung der Vikarie baute man „in der obersten Hahn“ ein Wohnhaus für den Vikar, das 1740 fertig gestellt war. Den Grund und Boden stellte die Kurfürstliche Hof-Kammer zur Verfügung. Man baute ein zweistöckiges Fachwerkhaus, das inmitten eines großen Gartens lag.

Dieses Vikarhaus brannte am 17. März 1847 morgens vollständig ab. Die Feuerversicherungssumme von 1500 Talern benutzte man am 8. Oktober 1847 zum Kauf eines an der Wermelskirchener Straße zu Oberburg gelegenen Hauses. Es war ein geräumiger Ziegelsteinbau mit zwei Vollgeschossen, das nach Weggang des Vikars 1891 an einen Privatmann verkauft wurde.¹¹¹

Von der abgerissenen Muttergotteskapelle blieb das Altarbild übrig, ein farben- und formenschönes Ölgemälde der Jungfrau Maria aus der Zeit um 1700, das sich lange im Pfarrhaus befand, inzwischen aber verschollen ist. Es blieb auch die Glocke des Dachreiters, die neben einem hübschen Ornament



Abb. 53: Schloss Burg, katholisches Pfarrhaus von G.A. Fischer 1898.
Links: das noch historische Johannitertor, rechts: das Pfarrhaus mit dem Turm von Norden.
Aufnahmen der Verfasser 2010

folgende Inschrift zeigt: M(aria). JAKOB HILDEN VON KOELLEN GOSS MICH. 1779. Diese Glocke ist heute die Uhrglocke von Schloss Burg.

Die beim Abbruch gewonnenen einzelnen Materialien erbrachten beim Verkauf 36 Taler und 28 Silbergroschen. In späteren Erzählungen ist häufig der Brand des Vikarhauses mit dem Abbruch der Kapelle verwechselt worden. Roth verweist deutlich darauf, dass die Marienkapelle nicht verbrannt, sondern bewusst vernachlässigt und daraufhin abgebrochen worden ist; denn zahlreiche vorhandene Kapellenakten belegen das.¹¹²

Der Bau des neuen Pfarrhauses

(Text nach R. Roth)

Während des Wiederaufbaus von Schloss Burg entschied man sich für den Neubau eines neuen Pfarrhauses. Roth schreibt ziemlich deutlich: *Da kam man auf die unglückliche Idee, das Pfarrhaus müsse – insbesondere als ehemalige Johanniterwohnung – dem restaurierten Schloss angepasst werden. Bis dahin stand die Wohnung des Pfarrers als ein alter geräumiger und anheimelnder Bau da. Nach au-*

¹¹⁰ Rudolf Roth, a. a. O. S. 85.

¹¹¹ Rudolf Roth, a. a. O. S. 84.

¹¹² Rudolf Roth, a. a. O. S. 85

ßen war er massiv und wurde von dem ehemaligen eckigen Johanniterturm begrenzt. Nach der Kirche zeigte der Bau eine schlichte Fachwerkfront, die nach 1800 entstanden war. Nun aber war man der Meinung, die ehemalige Johanniterresidenz müsse sich als ein Schlösschen für sich zeigen. Baumeister Fischer entwarf den Plan; die Regierung glaubte auch etwas für Schloss Burg tun zu müssen und so wurde 1896 bis 97 ein neues Pfarrhaus gebaut, das eine romantische Villa im Dutzendgeschmack ist, technisch alle Fischer'schen Mängel zeigt und im Inneren nur den Vorzug großer Räumlichkeiten hat. Glücklicherweise blieb der alte Johanniterturm, wenn auch hässlich umgestaltet erhalten.

Rudolf Roth geht in Bezug auf Schloss Burg zumeist mit Fischer streng ins Gericht. Hier zeigt sich das typische Verhalten der folgenden Generation, die das Werk der Vorangegangenen oftmals sehr kritisiert. Roth musste sich aber auch als langjähriger Geschäftsführer der Burg mit den Bausünden des Wiederaufbaus herumschlagen. Er selbst liefert uns zwar sehr wertvolle Hinweise auf historische Gegebenheiten, doch muss in einigen Dingen abgewogen werden. Unter anderem berichten Roth und Killing von einem geheimnisvollen unterirdischen Gang, der vom Johanniterturm ins Innere der Kirche führte, doch der Zweck einer solchen Verbindung ist nicht zu erklären. Der alte Torturm hat eine wechselvolle Geschichte und wurde wahrscheinlich 1648 bei der Niederlegung der Burgbefestigung nicht zerstört; denn auf der Ansicht von Ploennies ist er um 1715 noch vorhanden. Fischer /Clemen verzeichnen, dass der Turm im Jahr 1800 abgetragen und zum katholischen Pfarrhaus umgestaltet wurde.¹¹³ Entsprechend dieser Angabe ist er auf den frühen romantischen Darstellungen der Burg im 19. Jahrhundert nicht mehr zu sehen. Erst um 1896 ist der Torbau mit dem Wohngebäude aus staatlichen Mitteln von G.A. Fischer wiedererrichtet worden. Vermutlich ist der Abbruch des Turms nur bis auf das Grundniveau des Pfarrhauses erfolgt, so dass der tiefer liegende Torbogen aus dem 12./13. Jahrhundert stehen blieb. Fischer konnte anhand des Unterbaus und der von Ploennies überlieferten Form den Turm dann 1896 leicht rekonstruieren und das neue Pfarrhaus dazu gestalten.

So gesehen wäre der Torbogen am Johanniterturm wohl das älteste und einzige aus dem Mittelalter überlieferte Tor von Schloss Burg. Allerdings ist zu beachten, dass der untere Bereich von Turm und daran liegenden Mauerwerk verschiedene Steinsetzungen aufweist, deren Alter schwer zu deuten sind. In der Außenmauer nordöstlich des Tors ist noch ein zugesetzter Rundbogen als Zugang sichtbar, den man einst über eine später abgeschlagene Außentreppe erreichen konnte. Im Übrigen ist hier vermutlich viel tief liegender Raum zugeschüttet worden, so dass alte Bauteile nur durch Grabungen nachgewiesen werden können.

R.Roth: Hätte man noch mehr verfügbare Gelder gehabt, so wäre es an einen stilvollen Umbau der Kirche gegangen. Sie lagen schon fertig da; doch Gott sei Dank! – sie blieben unverwendet. Abgesehen vom Neubau der Sakristei um 1800 blieb die Kirche im alten Zustand; die das ganze 19. Jahrhundert hindurch fehlenden Mittel wurden in dieser Hinsicht zum Segen für die Kirche. Nur einige kleine Arbeiten wurden ausgeführt. So belegte man 1885 den Chorraum mit neuen Platten; 1886 wurden rechts und links vom Chor zwei neue Fenster in reicher Ausführung mit den Glasgemälden des Hl. Ludwigs und des Hl. Heinrich angebracht.

Auch das Kirchengestühl wurde teils ergänzt und erneuert. Diese Arbeiten trugen zur Erhaltung des Baus natürlich nichts bei; in dieser Hinsicht war im 19. Jahrhundert an der Kirche so gut wie nichts geschehen und so ging sie in einem fast ruinenhaften Zustand ins 20. Jahrhundert hinein. Innen und außen war der Putz abgebröckelt, der Schiefer des Daches war verwittert und bunt bemoost; durch die alten Bleifenster pfliff der Wind ungehindert durch das Gotteshaus. Es ist nicht zu leugnen, dass der Zustand in der Kirche ein geradezu romantischer war; aber es ging nicht mehr so weiter. Eine gründliche Renovierung war nötig; der Fiskus als Nachfolger der Johanniter erkannte seine Pflicht und so setzte im Frühjahr 1909 eine gründliche Wiederherstellung der Kirche ein, die fast ein Jahr in Anspruch nahm. Nicht ein Umbau war es, sondern nur die Versetzung in einen guten baulichen Zustand. Außen und innen wurde die Kirche vollständig neu verputzt, nachdem man das Dach neu verschalt und beschiefert hatte. Schließlich erfolgte eine Ausmalung des Inneren der Kirche durch den bekannten Kevelaer Kirchenmaler Renard. – Die schlichte Ausmalung in gelbbraunlichen Tönen passt sich der Architektur an und verleiht dem Raum eine traute und warme Stimmung.¹¹⁴

Bei der Kirchenrenovierung 1909 wurden große Flächen des Innenputzes abgeschlagen, wobei die Verzahnung der ehemaligen Trennwand sichtbar wurde. Auch der Rundbogen an der Sakristeiseite, durch den man die Orgelempore betreten konnte wurde erkennbar. Roth berichtet auch, „...auf der

¹¹³ Paul Clemen, Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, 1894, S. 215.

¹¹⁴ Rudolf Roth, a. a. O. S. 86 f.

Galerie hinten in der Kirche fand man zwei zugemauerte Rundbogentüröffnungen, die in den Verbindungsbau zwischen Kirche und ehemaligen Johanniterhaus führten.“ Diese „Türöffnungen“ waren Fenster in der Westwand, die die Verfasser entsprechend einordnen konnten. Es hat zwar zwischen Ordenshaus und Kirchenportal einen überdachten ebenerdigen Verbindungsgang gegeben, der aber bei der Sanierung 1801/02 abgerissen wurde. Doch dass die Johanniter über eine Brücke und durch eine Tür in der Westwand die Empore der Kirche betraten ist nicht nachvollziehbar, da die Mauerwerksverstärkung mit ihrem Pultdach an der Westwand weit über die Höhe der Empore im Inneren der Kirche hinausragt. Zudem werden die Johanniter als Männerorden die Westempore nicht benutzt haben, sondern nahmen zur heiligen Messe im abgeteilten Chorraum auf ihrem Chorgestühl nahe am Altar Platz. Die Empore der Martinskirche stammt, dem Stil nach zu urteilen, aus dem 17./18. Jahrhundert. Die Orgel wurde erst nach der Erneuerung der Kirche 1801/02 nach dem Abbau der Chorwand auf die Westempore gesetzt.

Verfasser:

Andreas Sassen, Solingen und Dr. Claudia Sassen, Duisburg



Ornamentierte Tafel aus dem Chorstuhl
der Martinuskirche

Literatur:

- Irmingard Achter, „Die Reformationskirche in Hilden, Gedanken zu ihrer Architektur, ihrer Datierung und ihrem Bauherrn,“ Vortrag am 4.9.1985 in Hilden, Kurztext in: Chronik der evangelischen Kirchengemeinde Hilden, Doppelfolge 27/28, Hilden 1988.
- Paul Althaus / T. Cornelius, 400 Jahre Evangelische Kirchengemeinde Burg an der Wupper, Burg/Essen 1953.
- Norbert Aleweld, „Der Architekt G. A. Fischer“, in: Rheinische Lebensbilder, Bd.13, Köln 1993.
- C. vom Berg, „Auszüge aus den älteren Akten der ev. Gemeinde Burg an der Wupper“, in: Monatschrift des Bergischen Geschichtsvereins 16, 1909. S. 61 f.
- Binding, Günter / Untermann, Matthias, Kleine Kunstgeschichte der mittelalterlichen Ordensbaukunst in Deutschland. Darmstadt 1993.
- Paul Clemen, „Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz“ Bd. III, Düsseldorf 1894. S. 42-44.
- Paul Clemen, „Schloss Burg an der Wupper“, Düsseldorf 1912, 1918, 1928.
- Dehio/Gall, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Bd. 2, Die Rheinlande, München Berlin 1949, S. 153.
- Burkhard Dietz, „Erich Philipp Ploennies (1672-1751)“ Band I. Biographie, Band II. „Topographia Ducatus Montani“, Kartenwerk, hrsg. vom Bergischen Geschichtsverein.
- W. Engels, „Der Verfall des Bergischen Grafenschlosses im 19. Jahrhundert“, in: Die Heimat 14, Solingen 1938, S. 46 f. u. 50-52.
- Johannes Fahmüller, „Die katholische Pfarrkirche St. Martin in Solingen-Schloss Burg“. In: Romerike Berge 48. Jg. Heft 1, 1998, S. 2-11.
- G.A. Fischer, Schloss Burg an der Wupper. Die Burgen des Mittelalters und das Leben auf denselben 1892. Reprint des SBV, Remscheid 1980.
- Hartmut Gaul u. a., „Für Kaiser, Volk und Vaterland. Der spätromantische Wiederaufbau von Schloss Burg seit 1887 und sein Architekt Fischer“. Festschrift zum 100. Jubiläum, Köln 1987.
- Julius Günther, Heerwege und Verkehrsstraßen in alter Zeit, in: Die Heimat, Nr. 14, Solingen 1938. S.54.
- Roland Günter, Kunstwanderungen Rheinland, Bindlach 1988.
- Caesarius Heisterbacensis, „Vita Engelberti“ II. 8: J. F. Boehmer, Fontes rer. german. II.
- F. Hinrichs, „Schloss Burg im Dreißigjährigen Krieg“, in: Romerike Berge 11, 1961/62, S. 163.
- F. Hinrichs, „Eine Burg und drei adlige Häuser“, Köln Opladen 1965, S. 9.
- Claudia G. Holtschneider, „Archäologische Grabungen in Schloss Burg (Nordterrasse)“, Romerike Berge, Heft 1, 2006.
- Verena Kessel, „Weltgericht und Seelenwaage - Große Kunst in kleinen Kirchen – Die Bunten Kirchen im Bergischen Land“, Bensberg 2010. S. 50-63.
- Robert Killing, „Die St. Martinuskirche in Burg a. d. Wupper“, Solingen-Burg 2006.
- Th. R. Kraus, „Die Entwicklung der Landesherrschaft der Grafen von Berg bis zum Jahre 1225“. Neustadt/Aisch 1980, (Bergische Forschungen 16) S. 81 f.
- Hans Erich Kubach / Albert Verbeek, „Romanische Baukunst an Rhein und Maas“: Katalog der vorromanischen und romanischen Denkmäler, Bd.1-3, Berlin 1976. S. 167-168.
- Theodor J. Lacomblet, 4 Urkundenbücher für die Geschichte des Niederrheins, Düsseldorf 1840-1857
- Paul Luchtenberg, „Die Johanniter auf Schloss Burg“, in: Romerike Berge, 1961/62. S. 149-158.
- Ferdinand von Quast, „Über Schlosskapellen als den Ausdruck der weltlichen Macht auf die geistliche“. Berlin 1852.
- Wilhelm Rees, „Schloss Burg und Engelbert II.“ in: Romerike Berge 1961/62, S.159-162.
- Lore Reinmöller, „Geschichte des Schlossbauvereins Burg an der Wupper 1887-1948“, Festschrift zum 75. Bestehen, Neustadt/Aisch 1962.
- Rudolf Roth, „Schloss Burg an der Wupper, seine Geschichte und Entwicklung chronologisch geschildert.“ Burg an der Wupper 1922.
- Rudolf Roth, Die Kirche zu Burg an der Wupper, in: Schloss Burg an der Wupper, Burg 1922, S. 70-88.
- A. Sassen / C. Sassen, „Zur Bedeutung des romanischen Kirchturms in Wald“, in: Die Heimat, Solingen 2008.
- A. Sassen / C. Sassen, „Die evangelische Kirche in Solingen-Wald“, Solingen 2008.
- A. Sassen / C. Sassen, „Die Entstehung der Historienbilder in Schloss Burg a. d. Wupper“, Solingen 2009.
- Georg Schwarger, (Hrsg.) Mönchtum, Orden, Klöster von den Anfängen bis zur Gegenwart; ein Lexikon, München 1993.
- Otto Schuster, Die Glocken von Burg, Schauspiel, Burg o. J. (1920?)
- Wilhelm Specht, „Um die Kirchenguhr“ in: Die Heimat, Nr. 8, Solingen 1937. S. 29-30.
- Ulrich Stevens, „Burgkapellen Andacht, Repräsentation und Wehrhaftigkeit im Mittelalter“, Darmstadt 2003.
- Oskar Schürer. „Romanische Doppelkapellen“, in: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft Band V, Marburg 1929.
- Ulrike Unger, „Die Reformationskirche in Hilden“, Romerike Berge Heft 1, 1998, S. 27-33.
- B. Vollmer, „Ausgewählte Quellen zur Geschichte von Schloss Burg, Amt und Freiheit Burg an der Wupper“, Opladen 1958. S. 16 f.
- Georg Weise. „Untersuchungen zur Architektur des frühen Mittelalters“, Berlin 1916,
- Wolfgang Wennig, Die Reformationskirche in Hilden, Rheinische Kunststätten, Heft 9/75, Köln 1975.
- Wikipedia – die freie Enzyklopädie, Nieder-Weisel (bei Butzbach/Hessen) zur Geschichte der Komturkirche, 2009. S. 1-5.
- Michael Werling, Taufen im Rheinisch-Bergischen Kreis, Dokumentation in Text, Bild und Zeichnung, Veröff. Der FH Köln und Band 53 der Schriftenreihe des Bergischen Geschichtsvereins, Rhein-Berg e.V., Köln 2009.